

Studentische Beiträge der Germanistik in Göttingen

Herausgegeben von der
Basisgruppe Germanistik

Mit Beiträgen von:
Helena Knüppel
Viktoria Komander
Sidney Lazerus
Greta Schneider
Laura Elise Sill

Ausgabe 1
April 2025

Inhaltsverzeichnis

Editorial.....	1
Viktoria Komander: Zu Frauendarstellungen in geburtshilffichen Konzepten und deren sprachlicher Gestaltung in Pseudo-Ortols von Baierland <i>Disz biechlin sagt wie sich die schwangern frauwen halten suellen vor der gepurt in der gepurt vnd nach der gepurd</i>	3
Helena Knüppel: Geschlechtskulturelle Gewalt in Mären – Gewaltdarstellung in Sibotes „Frauenzucht“	15
Laura Elise Sill: „Da fühlt das Herz sich ohne Adressaten“ – Das Großstadtleben in der Weimarer Republik in den Gedichten von Mascha Kaléko und Lessie Sachs.....	23
Sidney Lazerus: Die besondere Zeitstruktur in Ludwig Tiecks <i>Des Lebens Überfluß</i> und das Motiv der Unendlichkeit	33
Greta Schneider: Wie tut den Deutschen ihre Sprache in 300 Jahren vielleicht am aussehen sein? Sprachwandelphänomene im Text des Romans <i>Wolkenatlas</i> von David Mitchell	43

Editorial

Von alten Spiegel-Magazinen und dem ‚Germanometer‘

Irgendwann im letzten Jahr wurde die Basisgruppe vom ThOP gebeten, ihren an den Basisgruppenraum anschließenden Proberaum auszuräumen, denn über die Zeit hatte sich dort in den Regalen eine große Summe an Zetteln, Büchern und in erster Linie Spiegel-Magazinen angesammelt. Daraufhin haben wir uns zu einer Aufräumaktion getroffen, bei der wir manches treffsicher weggeschmissen, vieles achtsam aussortiert und das meiste schlicht in den Basisgruppenraum geräumt haben.

Die Aktion förderte aber nicht nur eine neue Erkenntnis über den Medienbetrieb der alten Bundesrepublik zu Tage. Unter den vielen wirren Zetteln und Blättern konnten wir auch einige Unterlagen der frühen Basisgruppe wiederentdecken. Wir fanden Protokolle und Werbung für Veranstaltungen (wie ein Fußballspiel der Studierenden- gegen die Dozierendenschaft). Was wir auch fanden, war eine Zeitschrift für Germanistik in Göttingen aus den 60er Jahren mit dem ulkigen Titel *Germanometer*, die kritische Beiträge zum Geschehen am Seminar für Deutsche Philologie versammelte – darunter zum Beispiel eine Kritik an dem „autoritären“ Seminarstil eines Professors.

Ein neuer Impuls

Den Fund haben wir im Anschluss in der Basisgruppe besprochen und hielten den Gedanken, eine eigene Zeitschrift für die Studierenden ins Leben zu rufen, für gut – jedoch mit einer anderen Stoßrichtung. Während das *Germanometer* in erster Linie ein Organ zur Kritik war, gefiel uns die Idee, eine Plattform für die wissenschaftlichen Arbeiten von Studierenden ins Leben zu rufen. Denn ab dem dritten Semester müssen alle Germanistik-Studierenden in Göttingen Hausarbeiten schreiben. Ziel ist es, die eigenen Analyse- und Interpretationsfertigkeiten zu stärken sowie das wissenschaftliche Schreiben auszubilden. Dabei werden die Arbeiten aber weniger als ernsthaft selbstständige wissenschaftliche Beiträge verstanden, sondern vielmehr als Probetexte, die maximal Teil eines Prozesses sind, an dessen Ende dann jene Beiträge stehen, die tatsächlich publiziert werden. Dieser Umstand ist bedauerlich, denn oftmals haben Studierende spannende Einsichten, die es unserer Meinung nach wert sind, geteilt zu werden. Die *Studentischen Beiträge der Germanistik in Göttingen* sollen den Studierenden deshalb eine erste Möglichkeit bieten, ihre wissenschaftlichen Texte zu veröffentlichen. Die Zeitschrift soll Studierenden außerdem ermöglichen, einen Einblick in die Arbeit ihrer Kommiliton:innen zu bekommen. Es ist schade, dass die Hausarbeitspraxis in vielen Fällen eine isolierte ist. Seminare bieten im besten Fall zwar den gemeinsamen Austausch, doch die daraus hervorgehenden Resultate bleiben meistens im Verborgenen. Deshalb soll die Zeitschrift ein Medium darstellen, das das Lernen von- und miteinander außerhalb des Seminarraums ermöglicht.

Damit hat die Zeitschrift eine andere Ausrichtung als das alte *Germanometer*, was aber nicht heißt, dass kritische Beiträge nicht erwünscht sind. Die Zeitschrift ist jung und noch biegsam genug, um die verschiedenen Bedürfnisse der Studierendenschaft abzubilden. Unter verschiedenen Rubriken können sich in Zukunft daher auch andere (nicht-wissenschaftliche) Beiträge wiederfinden.

Die erste Ausgabe

Diese erste Ausgabe ist aber noch ‚klassisch‘ konzipiert. Sie versammelt fünf Aufsätze der Linguistik, Mediävistik und Neueren Deutschen Literatur, die jeweils aus Hausarbeiten hervorgegangen sind. Die Arbeiten mussten – dem Umfang der gedruckten Zeitschrift geschuldet – gekürzt werden und weichen deswegen leicht vom klassischen Hausarbeitformat ab. Da die Zeitschrift einen möglichst breiten Einblick in die Arbeiten des Deutschen Seminars geben soll, haben wir uns um eine Repräsentation aller Fachbereiche und Studienabschnitte bemüht: Es wurden Hausarbeiten aus Ausbau-, Vertiefungs- und Masterseminaren aufgenommen. Viktoria Komander schreibt über Frauenbilder in einer

spätmittelalterlichen Schrift zur Geburtshilfe, sowie der Geburtsvor- und Nachsorge. Helena Knüppel untersucht geschlechtsspezifische Gewalt in Sibotes Ehestandsmäre „Frauenzucht“. Laura Elise Sill vergleicht Gedichte von Mascha Kaléko und Lessie Sachs. Sidney Lazerus analysiert die Zeitstruktur in Ludwig Tiecks *Des Lebens Überfluß*. Und Greta Schneider ordnet das Sprachwandelphänomen des am-Progressivs in David Mitchells *Wolkenatlas* in die linguistische Forschung ein.

Basisgruppe Germanistik

Zu Frauendarstellungen in geburtshilflichen Konzepten und deren sprachlicher Gestaltung in Pseudo-Ortolfs von Baierland *Disz biechlin sagt wie sich die schwangern frawen halten suellen vor der gepurt in der gepurt vnd nach der gepurd* *

Viktoria Komander

1. Einleitung

*Czu der frawen gepurt nym weyszvurtz dy do wechst vnter den stainen stos sye vnd legs uber dy gemacht der frawen sy gepurd zu handt.*¹ Dieses beispielhafte Rezept richtete sich an Frauen, die eine beschleunigende Wirkung während des Geburtsprozesses hervorrufen wollten. Es zeigt die mittelalterliche Tradition von gesundheitsbezogenen Rezeptsammlungen, Traktaten und gynäkologisch-geburtshilflichen Sammlungen auf, die oftmals unter dem Oberbegriff *Secreta mulierum*² verfasst wurden und dabei überwiegend für den Hausgebrauch bestimmt waren. Die Traktate behandeln u.a. Themen wie Sexualität, Empfängnis, Schwangerschaft, Geburt und Frauenkrankheiten und sind äußerst handlungsorientiert, stets das weibliche Geschlecht fokussierend, während Männer eine eher nebensächliche Rolle einnehmen und oftmals ausschließlich in Bezug auf die Impotenz genannt werden.³

Diese Arbeit untersucht das Verständnis von Frauen in der mittelalterlichen Geburtshilfe anhand frühneuhochdeutscher Texte, um das zugrunde liegende weibliche Rollenbild zu ermitteln. Dabei werden Schwangerschafts- und Geburtshilfebeschreibungen des 14. und 15. Jahrhunderts analysiert, um die Rolle der Frau und den Umgang mit ihr vor, während und nach der Geburt zu beleuchten. Die Geburtshilfe und das Frauenbild dieser Zeit bieten Einblicke in kulturelle, medizinische und gesellschaftliche Aspekte des Mittelalters. Der Forschungsstand stützt sich auf medizinische Sammlungen von Rezepten, Traktaten, Segens- und Zaubersprüchen sowie auf rechtliche Ausführungen.⁴ Die historischen Konzepte von Geburtshilfe und Frauenbildern im Mittelalter beeinflussen bis heute medizinische Praktiken und gesellschaftliche Vorstellungen. Trotz des Wandels dieser Konzepte im Laufe der Jahrhunderte sind sie angesichts aktueller Gewalterfahrungen gebärender Frauen weiterhin relevant. Die Arbeit basiert auf mittelalterlichen Quellen und frühneuhochdeutschen Texten, erhebt jedoch keinen Anspruch auf historische Pauschalisierungen und versteht sich als germanistische Abhandlung eines historischen Themas.

2. Weibliche Körperkonzepte

Im Mittelalter waren die Vorstellungen über den weiblichen Körper von tief verwurzelten traditionellen Ansichten geprägt. Der weibliche Körper galt überwiegend als schwer fassbar. Eine bedeutende Vorstellung war die des ‚feuchten‘ und ‚kalten‘ weiblichen Körpers im Gegensatz zum ‚trockenen‘ und

* Der Beitrag ist die gekürzte Fassung einer Hausarbeit, die im Sommersemester 2023 im Rahmen des Masterseminars „Kindheit und Jugend in mhd. Texten“ verfasst wurde.

¹ Rezeptsammlungen nach Tradition der *Secreta mulierum* aus der ZB des Benediktinerordens in Pannonhalma/Ungarn (118 J. 42, Bl. 88^r-89^v). In: Britta-Juliane Kruse: „Die Arznei ist Goldes wert“. Mittelalterliche Frauenrezepte. Berlin/New York 1999. hier S. 29.

² Unter *Secreta mulierum* („Frauengeheimnisse“) sind frauenheilkundliche Rezepte zu verstehen, die insbesondere dem Spätmittelalter entstammen (vgl. ebd., S. 1).

³ Mittelalterliche gynäkologische Rezepte und Traktate behandeln Sterilität, geburtshilfliche Maßnahmen, Schwangerschafts- und Sterilitätstests, männliche Impotenz, Austreibung der Plazenta, Empfängnisförderung, Geburtseinleitung, Kindslagenänderung, Geschlechtsbestimmung, Mehrlingsschwangerschaften, Milchsekretion, Ursachen für Totgeburten und Missbildungen, Säuglingspflege sowie Verhaltensregeln zur Verhinderung männlichen Fehlverhaltens und zur Regulierung weiblicher Begierden. (vgl. ebd., S. 32f.).

⁴ Vgl. ebd., S. 31f.

„warmen“ männlichen Körper.⁵ Diese Konzepte beeinflussten Frauenbild und Geburtshilfe erheblich. Im folgenden Unterkapitel werden die verbreiteten geburtshilflichen Frauenbilder, das gesellschaftliche Verständnis von Frauen und ihr Rollenbild sowie die Bedeutung von Fertilisation und Sexualität untersucht.

2.1 Mutterschaft und Eheverpflichtungen der spätmittelalterlichen Frau

In Bezug auf die Mutterrolle gibt es nur spärliche zeitgenössische Quellen, da „[d]ie Kultur des Mittelalters [...] zweifellos stärker die Rolle von Mann und Frau als die von Vater und Mutter [betonte]“.⁶ Dennoch wurde „[d]as Leben der mittelalterlichen Frau [...] entscheidend durch ihre Mutterrolle als Gebärende und als Erzieherin ihrer Kinder bestimmt.“⁷ Weil Ehefrauen den Großteil ihres Erwachsenenlebens mit Schwangerschaften und Geburten verbrachten, resultierten daraus eheliche Pflichten wie Fruchtbarkeit, eheliche Treue, Häuslichkeit und Sorge für die Keuschheit der Töchter.⁸ Damit war die Mutterschaft ein fundamentales Erlebnis, das Frauen miteinander teilen konnten, denn die Verpflichtung zur Versorgung und Erziehung gab den Müttern die Autorität, ihre Vorstellung über eine Vielzahl an Themen zu äußern.⁹ Dennoch lag der Akzent auf der Rolle der Ehefrau und nicht auf der Mutterrolle, was in der hierarchischen Ordnung, in welcher Gott an erster Stelle genannt wird, dicht gefolgt von dem Ehemann und dann den Kindern, deutlich wurde.

Auf die Welt kommende Kinder wurden eher als Geschenk Gottes und nicht als Eigentum der Eltern betrachtet.¹⁰ Es galt sogar, dass Kinder Kummer, Sorgen Geldnöte und Leiden verursachen und die Eltern davon abhalten würden, Gutes zu tun. Zudem äußerten Ehemänner, dass sie durch ihre Kinder zu Sklaven der Ehefrauen würden.¹¹ Der einheitsstiftende Terminus ‚Mutterschaft‘ führte dazu, dass „Frauen [...] die Lebenserfahrung von Mutterschaft [teilten]: häufige Schwangerschaften, Fehlgeburten, Geburten, Kindstod und geburtsbedingte Krankheiten.“¹² Somit war die Mutterschaft sowohl geteiltes Schicksal als auch gelebte Erfahrung, was durch Mutterschaftsrituale und Gebete untermauert wurde und aufgrund des neuen Lebens, das im Körper der Frau heranwächst, die Frauen in Beziehung zueinander brachte.¹³ Dabei ist zu beachten, dass der heutige Mutterschaftsbegriff drei verschiedene Bedeutungen umfasst: Zum einen bezieht er sich auf den physiologischen Aspekt – somit die Fähigkeit zu gebären – und die praktische Aufgabe des Ernährens und Erziehens. Zum anderen kann die Mutterschaft als Institution und gesellschaftliches Konstrukt betrachtet werden. Daraus entstehen die rechtlichen, wirtschaftlichen und institutionellen Facetten sowie die jeweiligen Pflichten, Rechte und Rollen einer Mutter. Außerdem trägt der Mutterschaftsbegriff eine symbolische Bedeutung und kann als Ideologie verstanden werden.¹⁴ So soll zwischen den unterschiedlichen mittelalterlichen Ständen unterschieden werden und die Stellung der Bauers- und Bürgersfrau von der adligen Dame trennen.¹⁵ Für bürgerliche Mädchen, die jung verheiratet wurden und sich um Haus und Familie sorgen mussten, gehörten Schwangerschaft und Geburt zum natürlichen Werdegang, während Adelsfrauen von den Männern, von denen sie abhängig waren, eher zur Mutterschaft gezwungen wurden, um den Platz als Ehefrau nicht an eine andere Frau zu verlieren. Für Bauersfrauen wiederum war die Mutterschaft so selbstverständlich, dass es galt als Makel galt, wenn eine Frau keine Mutter werden konnte.¹⁶ Zudem genoss die

⁵ Vgl. ebd., S. 36f.

⁶ Ebd., S. 99.

⁷ Peter Ketsch: Frauen im Mittelalter. Frauenbild und Frauenrechte in Kirche und Gesellschaft. Quellen und Materialien. Bd. 2. In: Anette Kuhn (Hg.): Geschichtsdidaktik. Studien. Materialien. Bd. 19. Düsseldorf 1984, hier S. 210.

⁸ Vgl. Gisela Bock: Frauen in der europäischen Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. München 2000., S. 32.

⁹ Vgl. Gerda Lerner: Die Entstehung des feministischen Bewußtseins. Vom Mittelalter bis zur Ersten Frauenbewegung. München 1998. hier S. 144.

¹⁰ Vgl. Sulammit Shahar: Die Frau im Mittelalter. Königstein/Ts 1981, S. 13, 17.

¹¹ Vgl. ebd., S. 12f.

¹² Lerner: Entstehung, S. 149.

¹³ Vgl. ebd., S. 151.

¹⁴ Vgl. ebd., S. 144f.

¹⁵ Vgl. Sibylle Harksen: Die Frau im Mittelalter. Leipzig 1974, S. 16-17, hier S. 16f.

¹⁶ Vgl. Lerner: Entstehung, S. 151.

bäuerliche Kindbetterin Abgabefreiheit und hatte das Recht auf eine warme Stube im Wochenbett. Dabei hatte der Mann im Falle eines Mädchens das Recht auf eine Karre und im Falle eines Jungen auf zwei Karren Holz.¹⁷

Die Frau hatte im Mittelalter die Pflicht, dem Mann zu seinem sexuellen Glück zu verhelfen, weswegen sie die Verantwortung für sexuelle Lust im Ehebett trug.¹⁸ Zudem zählte zu den Aufgaben einer Ehefrau, die stets schön und fröhlich sein sollte, das Empfangen des erschöpften Mannes mit einem Kuss und einer Umarmung sowie die Essenszubereitung „mit süßer Rede.“¹⁹ Denn „[w]enn er sich sodann ins Schlafzimmer zur Ruhe begeben, reize ihn die Gattin mit Kuß und Umschlingen der Hüfte zum Werk der Venus“.²⁰ Es galt, dass sich die Ehefrauen keiner ‚Zaubermittel‘ bedienen sollten, um ihre Ehemänner für sich zu gewinnen, sondern mit ihrem natürlichen Charme, ihrer Liebenswürdigkeit und natürlichen Art überzeugen sollten. Mit Blick auf die weibliche Sexualität und das daraus resultierende Frauenbild wurden zudem grundsätzlich zwei konträre Funktionen vertreten: Zum einen das beglückende Erlebnis und zum anderen die gefährliche Macht.²¹ In Bezug auf die Frauenrolle bedeutete das einerseits die Verpflichtung, sexuell aktiv zu sein und andererseits die Pflicht, ein eher abwartendes und zurückhaltendes Verhalten an den Tag zu legen.²²

Indem sich männliche Autoren an männliche Rezipienten richten und über die Frauenrolle im Rahmen der ehelichen Sexualität sprechen, warnen sie vor der Unersättlichkeit der Frauen und preisen gleichzeitig die sexuell-erotischen Freuden des Ehebettes an. An Rezipientinnen gerichtet äußern sich männliche Autoren hingegen über Zurückhaltung im Ehebett und eine ‚natürliche‘ Schamhaftigkeit.²³ Insgesamt ergibt sich daraus ein unverbundenes Nebeneinander unterschiedlicher Frauenentwürfe, das jedoch die Gemeinsamkeit mit sich bringt, als mittelalterliche Frau stets den Wunschprojektionen der Männer zu entsprechen, obwohl ein fester und strikt gegeneinander abzugrenzender Geschlechterentwurf in Hinblick auf die naturgegebene körperliche Konstitution und das als Norm eingeforderte Verhalten nicht zu bestimmen ist.²⁴

2.2 Jungfräulichkeit, Sexualität, Fertilität und Schwangerschaft

Im Mittelalter waren Vorstellungen von weiblicher Fertilität und Sexualität stark in gesellschaftliche, religiöse und medizinische Kontexte eingebettet. Weibliche Fertilität galt als wertvoll für das Überleben der Gemeinschaft, die Fortführung dynastischer Linien und die Sicherung von Erbschaften. Diese Sichtweise verband die Fertilität der Frau eng mit ihrer Tugend und ihrem Wert als Ehefrau und Mutter. Frauen wurden ermutigt, sich dem Ideal der Keuschheit zu widmen und außerhalb der Ehe sexuelle Enthaltensamkeit zu praktizieren. Die Ehe wurde hauptsächlich aus zwei Gründen geschlossen: der Zeugung von Nachkommen und der Sicherstellung ihres Wohlergehens.²⁵ Die Ehe, die eine mittelalterliche Frau aufwertete, wurde auch als Institution zur Versorgung und Absicherung dieser betrachtet, während ihre Unfruchtbarkeit jedoch auch einer der wenigen Scheidungsgründe sein konnte.²⁶

Es wurden unterschiedliche Zeugungstheorien vertreten. Die antike Zweisamentheorie besagt, dass männliche und weibliche Samen während der Zeugung vermischt werden, wodurch beide Geschlechter als biologisch gleichrangig betrachtet werden. Diese Theorie war fortschrittlich im Vergleich zur mittelalterlichen aristotelischen Theorie, nach der der männliche Samen den passiven weiblichen Körper ‚belebt‘. Im Spätmittelalter führte dies zur Auffassung, dass der weibliche Anteil bei der Zeugung von

¹⁷ Vgl. Edith Ennen: Frauen im Mittelalter. München 1984, S. 222f.

¹⁸ Vgl. Rüdiger Schnell: Sexualität und Emotionalität in der vormodernen Ehe. Köln 2002, S. 286.

¹⁹ Ebd., S. 272.

²⁰ Ebd., S. 272.

²¹ Vgl. ebd., S. 270f.

²² Vgl. ebd., S. 289f.

²³ Vgl. ebd. S. 289f.

²⁴ Vgl. ebd. S. 289 f.

²⁵ Vgl. Kruse: Arznei, S. 1f.

²⁶ Vgl. ebd., S. 1f.

untergeordneter Bedeutung sei und die Frau lediglich die Funktion einer Gehilfin habe, deren Körper mit einem Acker verglichen wurde.²⁷ Kam es zu einer Schwangerschaft, ging die Entstehung des Menschen im Spätmittelalter auf drei verschiedene Vorstellungen zurück: die Geburt Adams aus Lehm und Evas aus Adams Rippe, die jungfräuliche Geburt Jesu oder die Geburt, die allen Menschen gemeinsam ist und der Zeugung durch Mutter und Vater entspringt. Man glaubte zudem, das Leben des Menschen werde durch Einwirkungen der vier Elemente und der Planeten, Sterne, Tierkreiszeichen und des Geburtstermins beeinflusst.²⁸ (Frauen-)Krankheiten hingegen wurden durch mangelnde Einsicht in die Funktionen des weiblichen Organismus, körperliche Überlastung, eine überschätzte Konstitution durch die Frau und das Verhalten grober Ehemänner begründet.²⁹

Die Eindeutigkeit einer Schwangerschaft konnte dabei kaum festgestellt werden, da die Anzeichen äußerst vage waren und ausbleibende Menstruationen auch als Krankheit gedeutet wurden. Auch eine Scheinschwangerschaft, hinter der sich eine Krankheit verbarg, konnte nicht eindeutig von einer realen Schwangerschaft unterschieden werden.³⁰ Untersucht werden konnten jedoch Veränderungen am Muttermund, erste Kindsbewegungen und Wölbungen des Leibes.³¹ Ab dem Spätmittelalter versuchte man sich an astronomischen Berechnungen der Empfängniszeit sowie Schwangerschaftsdauer und verließ sich auf Anzeichen wie schmale Hüften, übermäßiges Niesen oder Frieren und Abneigungen gegenüber Speisen oder Gelüste. Da man davon ausging, dass sich Gemütsbewegungen der Mutter auf den Zustand des Kindes auswirken, stellte die Kirche Verhaltensregeln auf, die regelmäßiges Essen empfahlen und das Verkühlen, Herumspringen, Laufen, Tanzen, schwere Heben sowie Menschenmengen zu meiden geboten, um Fehlgeburten zu vermeiden.³² Im Verlauf des gebärfähigen Alters durchlebte die mittelalterliche Frau vier bis sechs Schwangerschaften.³³ Die Abstände der Geburten umfassten mindestens 16,5 Monate – durchschnittlich jedoch ca. 30 Monate.³⁴ Bei einem Geburtsabstand von über 31,5 Monaten wurden empfängnisverhütende Maßnahmen vermutet, die jedoch aufgrund von nachlässiger Versorgung und Aufsicht der Säuglinge, Aussetzung von Kindern und der hohen Geburtenzahl als eher unwirksam galten.³⁵

Die Geburt eines Sohnes führte aus verschiedenen Gründen zu größerer Freude als die einer Tochter, weswegen die Kindbetterin bei einer Sohnesgeburt meist stärker begünstigt wurde und männliche Säuglinge sorgfältiger gepflegt wurden. Ein Junge wurde als Standhalter und Erbe der patriarchalischen Gesellschaftsordnung betrachtet und das Aufziehen eines Sohnes war bis ins Erwachsenenalter für die Frauen aller Schichten Mittel zur Sicherung des Lebensunterhaltes im Alter.³⁶ Geburten außerhalb der Ehe „[...] bedeutete[n] für eine Frau, sich einer Vielzahl an Restriktionen auszusetzen und gleichzeitig eine mögliche Gefährdung ihrer ökonomischen Situation“.³⁷ Hebammen waren dazu verpflichtet, eine uneheliche Geburt anzuzeigen und den Namen des Kindsvaters ausfindig zu machen, da sonst Bestrafungen drohten. Dennoch herrschten starke soziale Restriktionen gegenüber den Frauen, da dem Mann keine gesellschaftliche Verachtung drohte.³⁸ Frauen verbargen ihre unehelichen Schwangerschaften somit aus Scham und waren überzeugt davon, dass Gott es dennoch erkennen würde, was mit Bestrafungen einherging. Somit wäre „[d]as Eingeständnis der Schande [...] besser, als bei deren Verschweigen

²⁷ Vgl. ebd., S. 5.

²⁸ Vgl. ebd., S. 141.

²⁹ Vgl. ebd., S. 40.

³⁰ Vgl. ebd., S. 159f.

³¹ Vgl. ebd., S. 159 f.

³² Als Gründe für Fehlgeburten wurden Brechen, Darmirritationen, eine sitzende Lebensweise, Fußbäder, einschnürende Kleider und unnötig oder starke Aderlasse vermutet (vgl. ebd., S. 161).

³³ Vgl. Lerner: Entstehung, S. 149.

³⁴ Vgl. Ketsch: Frauen, S. 210f.

³⁵ Vgl. ebd., S. 210f.

³⁶ Vgl. Lerner: Entstehung, S. 151.

³⁷ Kruse: Arznei, S. 177.

³⁸ Vgl. ebd., S. 177.

der ewigen Verdammnis anheimzufallen“³⁹ und war das alleinige Problem der Frau, während auch unehelich geborene Kinder mit Stigmatisierungen konfrontiert waren und ausgesetzt wurden.

3. Darstellung der Geburtshilfe in frühneuhochdeutschen Texten

3.1 Pseudo-Ortolf von Baierland: *Disz biechlin sagt wie sich die schwangern frawen halten suellen vor der gepurt in der gepurt vnd nach der gepurd*

Das sogenannte *Frauenbüchlein*, das fälschlicherweise dem renommierten Würzburger Arzt Ortolf von Baierland zugeschrieben wurde, stammt von einem anonymen Verfasser. Dieser Verfasser dürfte ein erfahrener Wundarzt aus dem schwäbisch-alemannischen Raum gewesen sein, der über Kenntnisse in den Bereichen Frauenheilkunde und Geburtshilfe verfügte.⁴⁰ In seinem Werk richtet er sich an schwangere Frauen, sowie Hebammen und fokussiert sich in drei Kapiteln, eingerahmt von Vorrede und Schlusswort, auf die letzten beiden Wochen vor der Geburt, den Verlauf der Geburt und die Zeit des Wochenbetts.⁴¹ Es sind mehrere Druckversionen des sogenannten Pseudo-Ortolds *Frauenbüchlein* bekannt, wobei der Erstdruck um 1495 in Augsburg erschien. Die bei den Recherchen dieser Untersuchung in der Österreichischen Nationalbibliothek Wien aufgefundene Version unterscheidet sich in mehreren Punkten von der Textfassung des Erstdrucks.⁴² Den Text des *Frauenbüchleins* leitet eine Passage ein, in der der Text fälschlicherweise als Werk Ortolf von Baierlands bezeichnet wird. Es wird deutlich, dass die Fälschung des Namens Ortolf von Baierland möglicherweise dazu diente, dem Werk eine höhere Autorität zu verleihen oder eine gewisse Bekanntheit zu nutzen. In der edierten handschriftlichen Vorstufe begründet der *doctor in der erczney* den Anreiz der Verfassung seiner *kurcze lere*,⁴³ woran sich Schwangere vor, während und nach der Geburt halten sollen. Mit medizinischen Anweisungen richtet er sich in seiner Schrift, um die er von *erberen frawen*⁴⁴ gebeten wurde, nicht nur an die Schwangeren, sondern ebenfalls an Hebammen. Die Anweisungen orientieren sich dabei zum einen an der Schwangerschaft, zum anderen an dem Verhalten von Gebärender und Hebamme *in der gepurd* und zuletzt daran, *wie sich die fraw hallten sol die weyl sy in der kindr ligt*⁴⁵ und somit im Wochenbett.

Als Vorkehrung vor der Geburt solle die Schwangere zunächst abführen (*Um ob man die [den Stuhlgang] nit natürlich hat/so sol man sy machen mit zaepfflein oder mit gepraten oepffen mit zucker frue gessen*⁴⁶) und dazu einen Apfelsaft aus süßen Äpfeln trinken. In den letzten Tagen vor der Geburt solle sich die Frau außerdem nicht viel bewegen und insbesondere *nit tantzen/noch auff keinen wagen faren der hart geet/deßgleichen nit reiten kein hartrabent pferd*.⁴⁷ Außerdem solle sich die Schwangere vor dem Schwitzen und u.a. vor dem *fallen, schlafen, vor grossem zore, vor grosser traurikeyt, vor grossem erchrecken, auch vor unkeuschheit*⁴⁸ hüten. Zudem werden Ernährungsanweisungen genannt, die bspw. das Essen, was *gesotten dan gepraten* ist, und *auch vil essen von suppen*⁴⁹ bevorzugen. Auch *vor saurem ding oder das bitter ist/als senff knoblauch*⁵⁰ sollen sich Schwangere hüten und *vor allen den essen vnnd erczney die frawen kranckheit pringe, als da ist petersil wurczen, rätlich, wurcz, lannger pfeffer, saffran, vnnd cymatrinden und der gleichen*.⁵¹ Außerdem wird weißer Wein sowie der Verzehr von nicht zu sauren Äpfeln empfohlen und der Autor *wil auch nicht raten das den schwangeren frawen keinerley*

³⁹ Ebd., S. 178f.

⁴⁰ Vgl. Britta-Juliane Kruse: *Verborgene Heilkünste. Geschichte der Frauenmedizin im Spätmittelalter*. In: Osterkamp/ Röcke: *Quellen- und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte*. Berlin/New York 1996, S. 299-300, hier S. 299f.

⁴¹ Vgl. ebd., S. 299f.

⁴² Vgl. ebd., S. 299f.

⁴³ Pseudo-Ortolf: *Frauenbüchlein*, S. 1.

⁴⁴ Ebd., S. 1.

⁴⁵ Ebd., S. 3.

⁴⁶ Ebd., S. 3.

⁴⁷ Ebd., S. 4.

⁴⁸ Ebd., S. 4.

⁴⁹ Ebd., S. 4.

⁵⁰ Ebd., S. 5.

⁵¹ Ebd., S. 5.

*gewürcz guot sey.*⁵² Die Schwangere solle sich zeitig *ymb ein guote hebamme kümmern, die wol bewärt sey/ynd die subtil hend hab/ yn dye nicht erschrocken sey/auch die nit vil wort habe.*⁵³ Damit einhergehend wird der Schwangeren empfohlen, sich unmittelbar vor der Geburt *mit gamillen oele*⁵⁴ zu salben, damit sich der Schoß unter Geburt besser öffne, womit vermutlich der Muttermund gemeint ist.

Die Empfehlungen, Ratschläge und Anweisungen sind sowohl in negierter als auch affirmativer Form verfasst und weisen eine stichwortartige Auflistung auf, die durchgehend mit dem großgeschriebenen Terminus *Item* beginnt, was sich, aus dem Lateinischen entspringend, mit „auch“ übersetzen lässt.⁵⁵ Die Vorkehrungen, die in der Schwangerschaft zu beachten sind, richten sich nicht in direkter Weise an die Schwangere selbst, sondern beschreiben die optimale Verhaltensweise einer Schwangeren. Zudem werden Anweisungen gegeben, welche die Schwangere eigenständig und mit haushaltsüblichen Hilfsmitteln umsetzen kann. Die Art und Weise, wie über die Schwangere gesprochen wird, wirkt fürsorglich, hinweisend und unterstützend, weniger tadelnd oder appellierend. Dabei werden keine oder nur wenige medizinische Begründungen für die jeweiligen Anweisungen angebracht und wenn, dann *damit das der leib [des Kindes] gelin.*⁵⁶ Es scheint so, als sei das objektive und sachliche Informieren der Schwangeren, ähnlich wie in modernen Ratgebern, das Ziel und weniger ein paternalistischer Ansatz zwischen Geburtshilfe und der werdenden Mutter, wie man es in dieser Zeit womöglich vermuten könnte. Der Text richtet sich in großen Teilen jedoch auch an Hebammen, insbesondere in Bezug auf verschiedene Kindeslagen im Mutterleib:

*Item die hebamme sol mercken auff dise Stuck, wann man vindet nur ein figur an dem niderkamen der frawen die dye best ist, das ist wenn das haupt des Kindes sich am ersten erzaigt/vnnd die hendl in baide gestracktes hat auf den hüfflin, wz aber figur find die mitt die gestalt haben find alle sorgsam, Als wann sich am ersten ein hand erzaigt os sy all baid, oder daz sich am ersten erzaigt ein hüff, oder die seyten, oder das knie [...] oder kompt mit einem bain gestracktes oder zwifachtig [...] Vn die lezt unnatürlich figur ist, wenn es mit baide füßlin daher geet/vnd de hendlin gestrackcz auf den hüfflin hat.*⁵⁷

Während die erste und letzte Kindeslage, die hier beschrieben werden, nicht gedreht werden müssen, solle sich die Hebamme allen anderen Kindeslagen annehmen und diese im Mutterleib wenden, sodass die Glieder des Kindes wieder physiologisch ‚richtig‘ liegen. Wenn die Drehung gelungen sei, *so soll sy [die Hebamme] der frawen helfen.*⁵⁸ Dabei wird auf den *atem* eingegangen, der auch in der heutigen Geburtshilfe eine elementare Rolle spielt. Die detaillierten und sehr bildlichen Beschreibungen der Kindeslagen unterstreichen den informierenden und anweisenden Charakter dieser Textgrundlage. Die Hebamme hat mithilfe der exakten Beschreibungen die Möglichkeit, die Kindeslage zunächst einer pathologischen Lage zuzuordnen und anschließend zu entscheiden, ob gewendet werden soll oder nicht. Bei einer stagnierenden Geburt solle *nießstupp*⁵⁹ angewendet werden, der in der Nase einen Niesreflex hervorrufen kann, um den Geburtsprozess voranzubringen.

Im weiteren Verlauf wird die optimale Geburtsposition beschrieben, die ein Mittelmaß zwischen dem aufrechten Liegen und Stehen darstellen solle.⁶⁰ Zudem werden Geburtspositionen für *mageren frawen* und *grossen faisten weyber*⁶¹ erläutert und Hebammenanweisungen zur Umlagerung von Schwangeren gegeben. „Die Hebamme sollte nach Pseudo-Ortolf die Frau nicht zu früh antreiben, sondern erst, wenn sich das Kind zeige, damit die Geburt die Kreißende nicht so viel Kraft koste und sie hinterher krank und geschwächt sei“, womit möglicherweise auch negative Geburtsfolgen abgemildert werden sollten.⁶² Daraufhin wird in Bezug auf den Geburtsverlauf das *püdlein* (im weiteren Verlauf *pürdlein* genannt)

⁵² Ebd., S. 5.

⁵³ Ebd., S. 5.

⁵⁴ Ebd., S. 5.

⁵⁵ PONS Übersetzer: <https://de.pons.com/%c3%bcbersetzung/latein-deutsch/item> [zuletzt aufgerufen: 15.10.2023]

⁵⁶ Pseudo-Ortolf: Frauenbüchlein, S. 4.

⁵⁷ Ebd., S. 6.

⁵⁸ Ebd., S. 6.

⁵⁹ Ebd., S. 7.

⁶⁰ *doch das sy nit gantz lige, auch nicht recht stee/sunder ein mittel soll es sein vnder dem ligen und stehen* (ebd., S. 7).

⁶¹ Pseudo-Ortolf: Frauenbüchlein, S. 8

⁶² Vgl. Kruse: *Arznei*, S. 169.

erwähnt, das *mit den negle* geöffnet oder *zwischen zwen finger* genommen und *mit einem scherlein* geöffnet werden soll, *damit dz die feüchtikeyt herauß sey lauffen* kann, womit die Fruchtblase gemeint ist. Wenn jedoch *das pürdlein zerprach bei einer frawen/vnd nicht bald darnach volget das kindlein* [...] *so sol man sy feücht mache und flüssig mit oele* [...] *butter oder das weiß von einem ay*.⁶³ Für den Fall, dass *das pürdlin nitt von stat woelt geen/nach dem so das kindlin geporen ist, so sol man die frawen niessent machen mit einem nießstupp/vnd man sol ir mund vnd nasen verhalten*, sodass sich *das pürdlin erzaigt*. Dabei solle nicht ruckartig gezogen werden, *sunder gemaechlichen das es nicht zerrissen wird, und ein tail* bei der Frau verbleibt.⁶⁴ Es werden weitere Anweisungen gegeben, wie gehandelt werden soll, wenn *will es nicht leichtkliche geen*. Schließlich *neme ein hefamme die klein hend*, die Plazenta; aus dem Mutterleib heraus.⁶⁵

In diesem Kontext beschreiben die Termini *püdlein* und *pürdlein* sowie *pürdlin* und *pirmlin* zum einem die Fruchtblase, die entweder nicht platzt oder zu früh platzt und zum anderen die Plazenta, die nach der Kindesgeburt nicht geboren werden kann. Fraglich ist hierbei, ob *pürdlin* und *pirmlin* von *püdlein* oder *pürdlein* abzugrenzen sind oder sich auf ein und denselben Gegenstand bezieht, der lediglich eine abweichende Schreibweise aufweist. Die abweichende Schreibweise wäre nicht ungewöhnlich, da sich auch häufig verwendete Termini wie *hebamme* im Verlauf des Textes zu *hefamme* oder *hefame* umwandeln. Wenn sich die Begriffe jedoch auf dasselbe Objekt beziehen sollten, dann wurde inhaltlich nicht zwischen der Fruchtblase und Plazenta unterschieden, was auf keinen Bedeutungsunterschied der Termini hindeutet und auf keine Varianz zwischen *püdlein* und *pürdlein* sowie *pürdlin* und *pirmlin* hinweist. Mit Blick auf die Nachgeburt ist besonders auffällig, dass die Notwendigkeit einer vollständigen Plazentageburt deutlich hervorgehoben und mit dem Verbot ruckartigen Ziehens an der Nabelschnur vermerkt wird. In diesem Kontext wird sogar eine Begründung angebracht, welche diese Notwendigkeit hervorhebt: *wann so das pirmlin ein weyl beleibt o hebt es anzuo faulen, vnnd den selbigen faulen dampff* [...] *geet auf an dz hercz haupt, leber vnd magen/vn verderbt also die frawen*.⁶⁶ Zu betonen ist zudem, dass die detaillierten Beschreibungen und Hinweise besonders dem Frauen- und Kindeswohl dienen, obwohl sich die Anweisungen zum Geburtsverlauf eindeutig an die Hebammen richten. Es wird Wert auf die Unversehrtheit von Frau und Kind gelegt, besonders wenn Vorkehrungen vor und während der Geburt beschrieben werden und die Konsequenzen aufgezeigt werden.

3.2 Geburtshilfliche Konzepte des Spätmittelalters

Die mittelalterliche Geburtshilfe verknüpfte medizinisches Wissen mit kulturell-religiösen Überzeugungen und sozialen Normen. Schwangerschaft und Geburt waren zentrale Lebensaspekte, geprägt von antiken Schriften, Ritualen und magischen Vorstellungen. Detaillierte Anweisungen fehlen oft, da männliche Autoren aufgrund mangelnder Erfahrung selten geburtshilfliche Schriften verfassten.⁶⁷ Die Vorstellung, die Geburt sei ein Übergangsritual zwischen Leben und Tod, war allgegenwärtig und führte zu einer Fülle von Bräuchen und Praktiken, die darauf abzielten, sowohl Mutter als auch Kind vor Gefahren zu schützen. Dabei wurde stets zwischen der Naturmagie und der schwarzen oder dämonischen Magie, die als Art pervertierte Religion galt, unterschieden.⁶⁸ Demnach wird in den überlieferten geburtshilflichen Traktaten und Rezeptsammlungen der Fokus auf die Religiosität deutlich: Segen- und Zaubersprüche begleiteten die Gebärenden, während christliche Heilige und die Jungfrau Maria⁶⁹ als Fürsprecher dienten. Maria als Mutter Gottes war dabei die „Wiederspiegelung der Macht der alten Muttergöttinnen“,⁷⁰ die Leben spende und die Frauen bei der Geburt beschütze. Der Marienkult und

⁶³ Ebd., S. 8.

⁶⁴ Ebd., S. 8-9.

⁶⁵ Ebd., S. 7, 9.

⁶⁶ Ebd., S. 9.

⁶⁷ Vgl. Shahr: Frau, S. 43.

⁶⁸ Vgl. Kruse: Arznei, S. 42.

⁶⁹ Die Jungfrau Maria wird durch ihre Geburt und Mutterschaft als Mutter Jesu in mittelalterlichen Kontexten oftmals als Fürsprecherin der Schwangeren und Kranken hervorgehoben (vgl. Kruse: Arznei, S. 42).

⁷⁰ Lerner: Entstehung, S. 155.

die mittelalterliche Vorstellung von Mutterschaft waren eng miteinander verwoben, da die Gottesmutter als Schwangere oder Mutter mit dem Jesuskind dargestellt und stets verehrt wurde.⁷¹ Auf mit der Mutterschaft im Zusammenhang stehende Eigenschaften wie Zärtlichkeit, Milde und Selbstaufopferung wurde in mittelalterlichen Gesellschaften jedoch oft verzichtet, da der größere Fokus auf den Pflichten der Frau gegenüber dem Mann lag und erst dann auf den mütterlichen Pflichten. In der höfischen Literatur tragen Frauen zudem weder zarte und aufopfernde Züge, noch werden sie im Licht der Hingabe sowie Opferbereitschaft dargestellt und „[a]uch Geistliche nennen in ihren Predigten nicht die Hingabe an Kinder als vornehmste Aufgabe einer Frau. Gottesdienst sei wichtiger.“⁷² Kirchliche Vertreter sahen Kinder eher als Last und indirekte Sündenursache, da sie die Eltern aus verschiedenen Gründen plagten, weswegen die Elternliebe den Kindern nicht unbedingt von Natur aus galt, sondern auf der Grundlage vorgegebener kultureller Muster basierte.

Die Geburtshilfe wurde von Ärzten und Hebammen durchgeführt, die über jahrhundertlanges Erfahrungswissen verfügten. Obwohl die Heilkunst von Frauen aller Bevölkerungsschichten ausgeübt wurde, wurden keine Akademikerärztinnen ausgebildet.⁷³ Ab dem 15. Jahrhundert gibt es jedoch auch Hinweise auf selbständig praktizierende Ärztinnen, die wie Hebammen per Kaiserschnitt⁷⁴ entbanden sowie auf männliche Geburtshelfer und Verfasser frauenheilkundlicher Rezepte, obwohl medizinische Berufe getrennt nach Geschlecht ausgeübt wurden. Im Laufe der Zeit erfolgte eine Verdrängung der Frauen aus der Allgemeinmedizin, was eine Aufgabenteilung von Hebammen und männlichen Medizinern zufolge hatte.⁷⁵ Die Arbeitsteilung entwickelte sich zudem unter dem Gesichtspunkt, dass weibliche Geschlechtsorgane als private Zonen betrachtet wurden, was aus heutiger Sicht auf einen achtsamen und rücksichtsvollen Umgang hinweist. Es gibt keine schriftlichen Hinweise darauf, dass Männer im 15. Jahrhundert zu diagnostischen Zwecken Untersuchungen im Körperinneren der Frau durchführten – bekannt sind lediglich therapeutische Maßnahmen und die theoretische Auseinandersetzung mit der Gynäkologie.⁷⁶ Demnach „[lag] [d]ie Durchführung von Geburten im Mittelalter fast ausschließlich in den Händen von Frauen“, da bis ins 17. Jahrhundert in keiner Sprache die Bezeichnung eines männlichen Geburtshelfers existierte.⁷⁷ „Daß die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Frauen jeglichen Standes, sobald sie auf dem Geburtsstuhl saßen – denn im Bett wurde damals ganz selten entbunden – ausschließlich von Angehörigen des eigenen Geschlechts umgeben waren, geht aus zahllosen mittelhochdeutschen Quellen hervor.“⁷⁸ Männer nahmen höchstens in Adelskreisen an Entbindungen teil, wobei aufgrund auseinandergelagerter Meinungen nicht zu klären ist, ob sie geistlichen Beistand leisteten, als Zeugen fungierten oder auch aktiv eingriffen.¹⁰²

Die Berufspraxis der Hebammen⁷⁹ konnte erst durch Analysen von ersten Hebammenordnungen und -eiden differenziert dargestellt werden. Die Betreuung der Gebärenden erfolgte in einer Form der Verwandtschafts- und Nachbarschaftshilfen, während Mütter mit Geburtserfahrungen bis ins 19. Jahrhundert auch anderen Gebärenden halfen.⁸⁰ Aus den Hebammeneiden kristallisierten sich zwei Leitgedanken heraus, die jede Hebamme vertreten sollte: Zum einen sollte sie sich allem voran um die

⁷¹ Vgl. Shaha: Frau, S. 99f.

⁷² Kinder hatten in der damaligen Gesellschaft wenig Platz und waren wie kleine Erwachsene, die sich nicht abheben. Auch Empfindungen gegenüber Kindern wurden in literarischen Texten eher selten berichtet (ebd., S. 103). Vgl. auch Regina Toepfer: Kinderlosigkeit. Ersehnte, verweigerte und bereute Elternschaft im Mittelalter. Berlin 2020, S. 167.

⁷³ Vgl. Kruse: Arznei, S. 101.

⁷⁴ Hebammen zogen bei Kaiserschnittgeburten Chirurgen hinzu oder führten die Eingriffe selbst durch. Seit dem 16. Jahrhundert war die Geburtshilfe ein Teilgebiet der Chirurgie (vgl. ebd., S. 112).

⁷⁵ Vgl. ebd., S. 106f.

⁷⁶ Vgl. ebd., S. 111.

⁷⁷ Ebd., S. 112.

⁷⁸ Danièle Jacquart/Claude Thomasset: Albert Le Grand et les Problèmes de la Sexualité. In: History and Philosophy of the Life Sciences 3 (1981), S. 75-76, hier S. 75.

⁷⁹ Für den Begriff „Hebamme“ werden in frühneuhochdeutschen Texten auch die Termini „Hebmutter“, „Bademutter“, „Wehemutter“, „Kindbettbeseherin“, „Amnenfrau“ oder „weise Frau“ verwendet. Dabei wird als grundlegende Assoziation der Hebammen, als verheiratete oder verwitwete Frauen mittleren oder älteren Jahres mit eigenen Kindern, die Bezeichnung „Mutter“ besonders deutlich (vgl. Kruse: Arznei, S. 112, 117.).

⁸⁰ Vgl. ebd., S. 116f.

Gebärende kümmern und zum anderen keine Unterschiede zwischen armen und reichen Frauen machen.⁸¹ Die eigene Tochter der Hebamme wurde oft als ihre Nachfolgerin geschult und obwohl Männer in medizinischen Berufen besser bezahlt wurden, bekamen Hebammenfamilien in einigen Städten Sondervergünstigungen sowie ein eigenes Wohnhaus zur Verfügung.⁸² Bereits ab dem 15. Jahrhundert gab es vor der Berufsausübung eine Hebammenprüfung und der Hebammeneid musste jährlich erneuert werden. Während der Geburt galt es, nüchtern zu sein und die Gebärende nicht unnötig zur Geburt anzutreiben, während eine andere Hebamme bei komplizierten Geburtsverläufen hinzugezogen werden sollte. Eine andere „ehrbare Frau“ konnte hinzugezogen werden, die insbesondere auch im Falle des Todes von Mutter und/oder Kind zur Begutachtung und um Schuldfragen zu klären anwesend sein sollte.⁸³ Die Einschätzung der Situation durch eine geschworene Hebamme hatte jedoch Vorrang. „Beim Tod der Mutter habe die Hebamme die Verpflichtung, einen Kaiserschnitt auszuführen, damit die Seele des Kindes gerettet werde.“⁸⁴ Wurde eine Tote ohne vorherige Begutachtung beerdigt, drohte die Todesstrafe. Überliefert werden in verschiedenen Texten bis zu 30 Erkrankungen und Verletzungen, die das Leben einer Frau nach der Entbindung beeinträchtigen und sogar bis zum Tod führen konnten.⁸⁵ Zudem wurde die Auffassung vertreten, dass nicht abgeflossene Flüsse im Kindbett zu Ansammlungen von faulem Blut in der Gebärmutter führen konnten, die Schmerzen und eine schwache Konstitution zur Folge hatten, sodass „[d]ie Frauen meinten, den Männern (beim Geschlechtsverkehr) nicht mehr ‚nützlich‘ sein zu können“.⁸⁶

3.3 Geburtsverläufe

Aus dem Früh- und Hochmittelalter sind für empirisches Wissen der Geburtshelferinnen nur wenige Quellenbelege vorhanden, da das Hebammenwesen überwiegend mündlich weitergegeben wurde und nur schwer rekonstruierbar ist.⁸⁷ Bekannt ist jedoch aus Geburtsberichten Heiliger, Auswertungen von Chroniken, Gerichtsprotokollen, theologischen und medizinischen Schriften, Malereien sowie Grafiken, dass in den letzten beiden Schwangerschaftswochen eine Hebamme gefunden werden sollte, die ein besonnenes Verhalten aufweist.⁸⁸ Bei der Geburt wurden die Unterschiede zwischen Stadt und Land besonders deutlich, da die medizinische Versorgung auf dem Land deutlich schlechtere Bedingungen aufwies und Entbindungen von Nachbarinnen oder Ehemännern begleitet wurden. Während Mittellose, Witwen und unehelich Schwangere unter der Geburt in Spitälern mit einigen dafür bestimmten Betten unterkamen und der Kindsvater ausfindig gemacht wurde, um für die Kosten aufzukommen, fanden die meisten Geburten jedoch zuhause statt. Auch adlige und reiche Schwangere gebären zuhause und konnten sich neben einer besseren Versorgung auch mehrere Hebammen leisten, wohingegen auf dem Land in Analogie zur Geburt Jesu auch in Viehställen entbunden wurde.⁸⁹ „Konstitutionelle Unterschiede zwischen den einzelnen Gebärenden wurden für leichte und schwere Geburten verantwortlich gemacht.“⁹⁰ Bereits im Mittelalter setzten Hebammen vorsichtige Dehnungen von Muskeln am Geburtskanal mithilfe von verschiedenen Ölen sowie den Dammschutz um, der bis in die heutige Zeit

⁸¹ Vgl. ebd., S. 117f.

⁸² Der Familienname wurde laut verkündet und nur Stadtbürgerinnen übten den Beruf aus. Die Entlohnung erfolgte durch den städtischen Rat und die Eltern des neugeborenen Kindes (vgl. ebd. S. 117.).

⁸³ Sie waren ältere, meist verwitwete Patrizierfrauen, die selbst Kinder hatten und ehrenamtlich die Berufsausübung von Hebammen überwachten. Sie hatten eine Entscheidungskompetenz und mussten die Meinungsfindung vor dem städtischen Rat vertreten (vgl. ebd., S. 119f.).

⁸⁴ Ebd., S. 120f.

⁸⁵ Besonders häufig waren dabei schwere und lebensbedrohliche Geburtsverletzungen, aber auch das Kindbettfieber, der Gebärmuttervorfall, Krebs, Darm- und Gebärmutterrisse, Fistelbildungen in der Harnblase oder die Unfruchtbarkeit (vgl. ebd., S. 83).

⁸⁶ Ebd., S. 84.

⁸⁷ Vgl. ebd., S. 116.

⁸⁸ Vgl. ebd., S. 162f.

⁸⁹ Vgl. ebd., S. 163f.

⁹⁰ Ebd., S. 164.

praktiziert wird.⁹¹ In den Traktaten zur Geburtshilfe und der Primärtextgrundlage lassen sich Anweisungen für die Änderung der Kindslage finden, die oftmals aufgrund einer vorherigen Handwäsche mit Wasser bereits erste hygienische Grundsätze beachteten.⁹² Wie genau die Entbindungen stattfanden, lässt sich bildlichen Darstellungen entnehmen, die jedoch aufgrund von Idealisierungen und Typisierungen verzerrt waren: Sie zeigen, dass bereits im Spätmittelalter über dem Bett der Gebärenden Seile angebracht waren und in Rückenlage der Rücken abgestützt werden sollte. Beliebte waren Gebärstühle mit fester Rückenlehne mit einem geneigten Sitz und starken Griffen sowie einem halbrunden Ausschnitt, „[...] dessen Rand Gesäß und Schenkeln der Kreißenden Halt bot“.⁹³ Damit lag die Vagina für den Zugriff der Hebamme frei, die meist auf einem niedrigen Hocker oder auf dem Boden vor der Gebärenden Platz nahm, während die Schwangere von weiteren Frauen gestützt wurde.⁹⁴ „Insgesamt zielten viele der geburtshilflichen Praktiken darauf, den Verlauf der Geburt zu beschleunigen.“⁹⁵ Deswegen sollten die Frauen nicht nur bis kurz vor der Geburt in leichter Bewegung bleiben, sondern auch während der Geburt eine vertikale Gebärhaltung einnehmen, um den Geburtsverlauf zu beschleunigen und Uteruskontraktionen zu verstärken.⁹⁶

Hervorzuheben ist, dass sich Hebammen bereits im Mittelalter heutzutage üblichen Atemtechniken, Haltungen und Massagen bedienten. Dammrisse wurden durch die Hebamme meist nähernd versorgt und die Abnabelung erfolgte mit „fettgetränkten Stücken Leinen“.⁹⁷ Mit dem Abtrennen der Nabelschnur ließen sich Hebammen Zeit und nabelten nicht direkt ab, anders als es heutzutage meist aus zeitlichen Gründen üblich ist.⁹⁸ Auch das darauffolgende Bad und die körperliche Untersuchung des Kindes erfolgte durch die Hebamme. Um die Mutter-Kind-Bindung zu stärken, sollte die Mutter das Kind an die linke Körperseite zum Herzen legen, um das Neugeborene vor Krankheiten zu schützen – ähnlich wie heutzutage das sogenannte *Bonding* durchgeführt wird.⁹⁹ Das Wochenbett dauerte meist sechs Wochen oder länger. Währenddessen wurde den Frauen das Hochlagern von Kopf und Schultern für den Abgang der Flüsse sowie das Warmhalten empfohlen. Da starkes Schwitzen wichtig war, wurden Räucherungen durchgeführt und es galt, das Haus nicht zu verlassen sowie auf das Treppensteigen zu verzichten. Innerhalb von acht bis vierzehn Tagen wurde die Wöchnerin in der Regel alle zwei bis drei Tage von einer Hebamme besucht.¹⁰⁰ Außerdem wird sogar von Kindbettpsychosen, die schwermütige, zornige oder traurige Stimmungen hervorrufen und mit der heutigen Wochenbettdepression vergleichbar sind, berichtet. Obwohl das Stillen durch die eigene Mutter für das Kind am besten war, stillten in vielen Haushalten und insbesondere in Adelskreisen Ammen die Säuglinge. Es wurde zudem der Glaube vertreten, dass die Amme mit ihrer Milch auch ihre Tugenden und Laster weitergebe, weshalb für die Auswahl einer Amme bestimmte Voraussetzungen relevant waren.¹⁰¹ „Die meisten Frauen, die ihre Kinder Ammen anvertrauten, taten das nicht, weil sie ihre Kinder nicht liebten oder es ihnen an mütterlichen Gefühlen mangelte, sondern es eben in der Gesellschaft so üblich war.“¹⁰² Dabei wurde,

⁹¹ Vgl. Shahar: Frau, S. 43.

⁹² Die größte Gefahr in der Änderung der Kindslage waren ein zu kleines Becken oder unvorhersehbare Kindsbewegungen. Die Kopflage wurde in der Geburtshilfe als natürlich empfunden (vgl. Kruse: Arznei, S. 167).

⁹³ Ebd., S. 168.

⁹⁴ Vgl. Shahar: Frau, S. 49.

⁹⁵ Kruse: Arznei, S. 164.

⁹⁶ Der hängende Beckenboden wird besser entspannt, das Kind drückt zentriert auf den Muttermund und die Hebamme hat eine bessere Sicht auf den Damm (vgl. ebd., S. 169).

⁹⁷ Ebd., S. 169.

⁹⁸ Vgl. Shahar: Frau, S. 53.

⁹⁹ Kruse: Arznei, S. 164.

¹⁰⁰ Die Mutter durfte aufgrund ihrer Unreinheit erst nach 20 bis 40 Tagen eine Kirche betreten, um sich dann von den Unreinheiten der Geburt zu reinigen und als vollwertiges Gemeindemitglied zu gelten – letztlich führte die Mutterrolle als biblische Aufgabe jedoch zum Heil. Wenn die Frau während der Geburt starb, konnte sie den Status der Unreinheit mit einem ersten Kirchgang nicht beenden, weswegen Bestattungen am Todestag ohne Sarg und an einem abgelegenen Friedhofsplatz vorgenommen wurden (vgl. Kruse: Arznei, S. 180f., 184, 188).

¹⁰¹ Optimalerweise sollte eine Amme zwischen 25 und 35 Jahre alt sein, bereits dreimal entbunden haben und darunter einen Jungen, hübsch, dunkelhaarig, kräftig und von gesunder Konstitution sein. Zudem sollte sie ein breites Becken und eine mittelgroße Brust haben sowie alle drei Stunden stillen (vgl. Ketsch: Frauen, S. 212, 231).

¹⁰² Sulammit Shahar: Kindheit im Mittelalter. Reinbek 1993, S. 91.

abweichend von heutigen gesellschaftlichen Meinungen, den Müttern keine schlechte Mutterrolle vorgeworfen, nur weil das selbständige Stillen abgelehnt wurde.¹⁰³

4. Fazit

Weibliche Rollenbilder in der mittelalterlichen Geburtshilfe waren stark von sozialen, kulturellen und religiösen Vorstellungen geprägt. Die weibliche Identität war eng mit der Rolle als Mutter verknüpft, und kinderloses Leben galt als Normabweichung. Trotz der Vorstellung gewalttätiger Praktiken zeigen mittelalterliche Quellen auch einfühlsame Aspekte der Geburtshilfe. Diese verdeutlichen, dass die Geburtshilfe auch Elemente moderner Verfahren aufwies und die Hebamme als Schlüsselfigur betonte. Hebammen waren spezialisierte Fachkräfte, die über Generationen Wissen und Erfahrungen weitergaben und enge Beziehungen zu den Müttern pflegten, was emotionale Belastungen mindern konnte. Die mittelalterliche Geburtshilfe betonte die natürliche Geburt und ermutigte Frauen dazu, ihren Körpern zu vertrauen, womit sie der modernen Geburtshilfe ähnelt, die medizinische Interventionen nur bei Bedarf einsetzt. Obwohl heute die fertilitätsbezogene Differenzierung zwischen Frauen und Männern mit der Geschlechtsreife beginnt, bleiben gesellschaftliche Stereotype bestehen, insbesondere in der Gesundheitsvorsorge. Der Gedanke, dass Frauen auf Gebären und Stillen beschränkt sind und für Unfruchtbarkeit verantwortlich gemacht werden, findet sich sowohl im Mittelalter als auch heute. In vielen Kulturen wird die Rolle der Frau noch immer auf Geburt und Erziehung reduziert, was zeigt, dass sich moderne Überzeugungen in diesen Fragen oft nicht grundlegend von mittelalterlichen unterscheiden.

5. Literatur

Primärliteratur

Pseudo-Ortolf von Baierland: Disz biechlin sagt wie sich die schwangern frawen halten suellen vor der gepurt in der gepurt vnd nach der gepurd. In: von G. Klein (Hg.): *Alte Meister der Medizin und Naturkunde* 1. München 1910. Erstmals erschienen: Schönsperger, Johann (ca. 1495): Augsburg.

Sekundärliteratur

Bock, Gisela: *Frauen in der europäischen Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. München 2000.

Ennen, Edith: *Frauen im Mittelalter*. München 1984.

Harksen, Sibylle: *Die Frau im Mittelalter*. Leipzig, 1974.

Jacquart, Danielle/Thomasset, Claude: Albert Le Grand et les Problèmes de la Sexualité. In: *History and Philosophy of the Life Sciences* 3 (1981), S. 75-76.

Ketsch, Peter: *Frauen im Mittelalter. Frauenbild und Frauenrechte in Kirche und Gesellschaft. Quellen und Materialien*. Bd. 2. In: Anette Kuhn (Hg.): *Geschichtsdidaktik. Studien. Materialien*. Bd. 19. Düsseldorf 1984.

Kruse, Britta-Juliane: *Verborgene Heilkünste. Geschichte der Frauenmedizin im Spätmittelalter*. In: Osterkamp/Röcke (Hg.): *Quellen- und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte*. Berlin/New York 1996.

Kruse, Britta-Juliane: „Die Arznei ist Goldes wert“. *Mittelalterliche Frauenrezepte*. Berlin/New York 1999.

Lerner, Gerda: *Die Entstehung des feministischen Bewußtseins. Vom Mittelalter bis zur Ersten Frauenbewegung*. München 1998.

Schnell, Rüdiger: *Sexualität und Emotionalität in der vormodernen Ehe*. Köln 2002.

Shahar, Sulammit: *Die Frau im Mittelalter*. Königstein/Ts 1981.

¹⁰³ Vgl. ebd., S. 84, 90f.

Shahar, Sulammit: *Kindheit im Mittelalter*. Reinbek 1993.

Toepfer, Regina: *Kinderlosigkeit. Ersehnte, verweigerte und bereute Elternschaft im Mittelalter*. Berlin 2020.

Hilfsmittel

PONS Übersetzer: <https://de.pons.com/%c3%bcbersetzung/latein-deutsch/item> [zuletzt aufgerufen: 15.10.2023]

Geschlechtskulturelle Gewalt in Mären – Gewaltdarstellung in Sibotes „Frauenzucht“^{*,*}

Helena Knüppel

1. Einleitung

Die Gestalt der ‚Bösen Frau‘ ist von jeher ein beliebter Topos. Besonders in hochmittelalterlichen Mären werden Frauen thematisiert, die im Kontrast zum guten, folgsamen Weib stehen und sich der männlichen Herrschaft erwehren.¹ Gerade die Zähmung jener ‚wilden, bösen‘ Frauen ist ein weit verbreitetes literarisches Motiv, in dem meist Männer diese Frauen durch List und Gewalt zu unterdrücken versuchen, um sie unter ihre Herrschaft und in die geschlechtskulturelle Ordnung zurückzudrängen.²

Diese Arbeit soll die in der Märendichtung oft thematisierte Gewalt gegenüber widerspenstigen Frauen und deren Darstellung beispielhaft anhand des Märe „Frauenzucht“ behandeln. Es wird sich dabei auf die Aspekte der geschlechtsspezifischen Gewalt des deutschen Hochmittelalters konzentriert, die anhand des Märes beispielhaft vorgestellt werden. Es ist anzumerken, dass im Sinne des inhaltlichen Rahmens nur die binäre Geschlechterkonstruktion ‚Frau‘ und ‚Mann‘ verwendet wird, begründet durch die historische Gegebenheit des Geschlechterverständnisses.

2. Geschlechtsspezifische Gewalt

2.1 Die Bedeutung von ‚Gewalt‘

Die Darstellung von Gewalt ist in deutschen hochmittelalterlichen Texten sehr prominent.³ In der heutigen Zeit versteht man unter Gewalt die vorsätzliche, körperliche Verletzung eines Menschen durch einen anderen. Sie definiert sich semantisch durch Adjektive wie ‚ungerecht‘, ‚asymmetrisch‘ und ‚Schaden verursachend‘.⁴ Seltener gebraucht wird der Begriff für Synonyme wie ‚Bedeutung‘, ‚Herrschaft‘ oder ‚Führung‘.⁵ Auch im Hochmittelalter war der Gewaltbegriff polysematisch.⁶ Es handelt sich außerdem um ein kulturelles Konstrukt.⁷

Nach Bernhard Waldenfels lässt sich der Begriff ‚Gewalt‘ in ausgeübte Amtsgewalt und ausgeführte Gewalt unterteilen. Gewalt ist demnach mit Machtausübung gleichzusetzen: Einerseits beschreibt Gewalt die Macht, sich ohne körperliche Auseinandersetzung durchsetzen zu können und eine autoritäre Stellung innezuhaben. Andererseits kann es auch das Gegenteil bedeuten: Unter ausgeführter Gewalt

* Der Beitrag ist die gekürzte Fassung einer Hausarbeit, die im Sommersemester 2022 im Rahmen des Aufbau-seminars „Märendichtung: Gendertheoretische Perspektive“ verfasst wurde.

¹ Vgl. Barbara Becker-Cantarino: Die Böse Frau und das Züchtigungsrecht des Hausvaters in der frühen Neuzeit. In: Sylvia Wallinger/Monika Jonas (Hg.): Der Widerspenstigen Zähmung. Studien zur bezwungenen Weiblichkeit in der Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Innsbruck 1986 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft / Germanistische Reihe 31), S. 117.

² Vgl. Evamaria Freienhofer: Ir traget zwene zornbräten. Die Funktion von Stolz und Zorn für die Geschlechterkonstruktion in den Kurzerzählungen La Dame escollee und Frau-enzucht. In: Baisch, Martin u.a.(Hg.): Rache – Zorn – Neid. Zur Faszination negativer Emotionen in der Kultur und Literatur des Mittelalters. Göttingen 2014, S. 153-169, hier: S. 153.

³ Vgl. Silvan Wagner: Ehestands-Mären und Gewalt: Autoaggressive Gewaltgemeinschaften und ihre gewalthafte Transformation- in Gewaltgemeinschaften (Die eingemauerte Frau, Frauenzucht). In: Cora Diel/Titus Knäpper (Hg.): Rules and violence. On the cultural history of collective violence from Late Antiquity to the Confessional Age. Berlin/ Boston 2014, hier: S. 115-130.

⁴ Vgl. Ebd., S. 115.

⁵ Vgl. Ohne Autor: Synonyme, Gewalt. In: Woxikon Online. Zuletzt Online aufgerufen am: 22.09.2022 (<https://synonyme.woxikon.de/synonyme/gewalt.php>).

⁶ Vgl. Dorothea Ackermann: Gewaltakte – Disziplinarapparate. Geschlecht und Gewalt in mittel- und frühneuhochdeutschen Mären. Diss. Würzburg 2007. Zuletzt Online aufgerufen am: 20.09.2022 (<https://opus.bibliothek.uni-wuerzburg.de/opus4-wuerzburg/frontdoor/deliver/index/docId/3411/file/AckermannDiss.pdf>), S. 24.

⁷ Vgl. ebd., S. 23.

versteht Waldenfels, mit körperlicher oder psychischer Gewalt einen Willen durchzusetzen. Hier gehören ‚Zwang‘, ‚Nötigung‘ und ‚Konflikt‘ zu den Synonymen des Wortes „Gewalt“.⁸ Dorothea Ackermann ergänzt, dass ‚Gewalt‘ einer „Zuordnung von Gewaltverhältnissen und Gewaltakten zu den Kategorien ‚rechtmäßig‘ [Macht, Herrschaft] oder ‚unrechtmäßig‘ [Nötigung, Zwang]“⁹ unterliegt.

2.2 Männer an der Macht

Durch das patriarchale Gesellschaftskonstrukt waren Männer in der Machtposition. Die Begründung hierfür wurde im Mittelalter in der Geschlechterdifferenz gefunden, die sich nach Andrea Schallenberg in die Symbolik Natur vs. Kultur einordnen lässt.¹⁰ Die Zuordnung erfolgte aufgrund der biologischen Tatsache, dass nur Frauen gebären können und der Beobachtung, dass vor allem Männer Einfluss auf die herrschende Kultur haben. Das daraus entwickelte soziale Gefälle fußt auf der Ansicht, dass die Kultur dem Menschen zugehörig und der Natur intellektuell überlegen sei.¹¹ Der kulturelle Mann sei der natürlichen, ‚wilden‘ Frau folglich überlegen.

Zudem wird die Herrschaftslegitimation Ackermann zufolge mit einem Phallusbesitz symbolisiert. Während Männer den Phallus in ihrem primären Geschlechtsorgan verorten, können Frauen nur auf ‚unnatürliche‘ Weise in Phallusbesitz gelangen, indem sie sich entgegen dem kulturellen Ideal verhalten und ihn körperlich anders verorten.¹² Die kulturelle Ordnung kann, wenn herausgefordert, anhand von Gewaltakten zwischen den Geschlechtern bewahrt werden.¹³ Das ‚Recht der Männer‘ bezieht sich nicht nur auf ihre höher geordnete Stellung und Machtposition innerhalb der Gesellschaft. Es bezieht sich auch auf die Ordnung innerhalb einer Ehe: Auch hier ist männliche Gewalt rechtlich legitimiert. So schreibt Schallenberg: „Im Regelfall sind es [...] Männer, die als Rechtssubjekte über das Recht und die ihm zugeordnete Strafgewalt verfügen, während Frauen vorwiegend Objekte dieses männlich verbürgten Rechtes darstellen.“¹⁴ Der Mann verfügte über sexuelle Gewalt gegenüber der Ehefrau. Außerdem hatte er die kulturelle Pflicht, über den Körper der Frau zu verfügen und diesen zu verwalten.¹⁵ ‚Gewalt zu haben‘ bedeutet, etwas zu besitzen und somit einen privatrechtlichen Anspruch auf das Objekt oder die Person zu haben. Nach Ackermann entwickelten sich daraus im Mittelhochdeutschen weitere Bedeutungsinhalte, die sich mit ‚Vollmacht‘ oder ‚Vormund‘ übersetzen lassen.¹⁶ Die mittelalterliche Frau unterstand lebenslang einem männlichen Vormund. Von der *vatermunt* übergeben in die *eheliche munt*, hatte die Frau keine Amtsgewalt über ihren eigenen Leib.¹⁷ Männliche Gewalt bedeutete daher kulturelles Recht sowie das Recht der Verfügung und Bestrafung der Frau.¹⁸

Die Essenz des Hierarchiemodells ist das Mitspielen der Geschlechter in den ihnen zugewiesenen Rollen. Die Bedeutung der Unterwerfung der Frau liegt nach Ackermann in „dem kulturellen Grundideal geschlechtlicher Differenziertheit“¹⁹, die durch das Patriarchat geformt wurde. Die Folge der bestehenden Hierarchie ist die Fügung der Frau in ihre Rolle, um überhaupt von kultureller Relevanz zu sein: Jemand, der nicht dem Geschlechterideal entspricht, läuft Gefahr, als minderwertig und nicht menschlich angesehen zu werden.²⁰

⁸ Vgl. Bernhard Waldenfels: Aporien der Gewalt. In: Mihran Dabag u.a. (Hg.): Gewalt. Strukturen, Formen, Repräsentationen. München 2000, S. 9-24, hier: S. 10.

⁹ Vgl. Ackermann: Gewaltakte, S. 27.

¹⁰ Vgl. Andrea Schallenberg: Spiel mit Grenzen. Zur Geschlechterdifferenz in mittelhoch-deutschen Verserzählungen. In: Beate Kellner/Claudia Stockinger (Hg.): Deutsche Literatur. Studien und Quellen 7. Berlin 2012, S. 47.

¹¹ Vgl. ebd., S. 48.

¹² Vgl. Ackermann: Gewaltakte, S. 125 f.

¹³ Vgl. ebd. S. 36.

¹⁴ Vgl. ebd., S. 33f.

¹⁵ Vgl. Wagner: Ehestands-Mären, S. 125.

¹⁶ Vgl. Ackermann: Gewaltakte, S. 26.

¹⁷ Vgl. ebd. S. 37f.

¹⁸ Vgl. ebd. S. 33f.

¹⁹ Ebd. S. 35.

²⁰ Vgl. ebd.

3. Gewalt in „Frauenzucht“

3.1 „Frauenzucht“ als Märe

Als Autor des Märe „Frauenzucht“ wird ein Dichter namens Sibote von Erfurt vermutet, basierend auf dessen namentlicher Erwähnung in einer der älteren Überlieferung der „Frauenzucht“ und sprachlichen Kriterien, die auf den Raum Thüringen hindeuten.²¹ Das Märe wird auf das 13. Jahrhundert datiert²² und lässt sich in die Gattung der schwankhaften Mären einordnen. Diese Rubrik von Märe zeichnet sich unter dem Aspekt der Gewaltausübung häufig durch listige Arrangements, Ethematischen, Erotik und Verspottung aus.²³ Im Schwank geht dies auf Kosten der Frauen, die anders als im Minnesang und in Geistlichen Dichtungen als böse Frauen dargestellt werden. Die Gewalt, die ihnen in den Mären zugefügt wird, wurde als unterhaltsam dargestellt und gesellschaftlich als rechtens angesehen.²⁴ Birgit Kochskämper ergänzt, dass Schwankmären diese Gewalt, meist auf satirische Art und Weise, anhand einer verdrehten, ehelichen Ordnung aufweisen und somit das patriarchal geprägte Geschlechterverhältnis thematisieren.²⁵ Grubmüller stellt die These auf, dass die Handlungsverläufe in der Vorstellung begründet sind, dass es eine funktionierende göttliche Weltordnung gebe, die wieder hergestellt werden müsse.²⁶ Der Handlungsablauf lässt sich in die Abschnitte ‚Ordnung‘ – ‚Ordnungsbruch‘ – ‚Wiederherstellung der Ordnung‘ einteilen.²⁷

3.2 Analyse und Begründung der Gewalt

Der Inhalt des Märes ist die Züchtigung zweier widerspenstigen Frauen, die von einem Mann in ihre kulturellen Rollen zurückgedrängt werden. Die damit verbundene Gewaltdarstellung wird bereits im Prolog begründet: Die weiblichen Figuren müssen gezähmt werden, denn sie verstoßen gegen Gottes Gebot der Unterordnung (vgl. V. 11; 15). Sowohl die ‚nicht-ideale‘ Hierarchie wie die Situation zwischen Vater und Mutter als auch das Gespräch zwischen Vater und Tochter können als dynamische Einführung in den Hauptteil, erkennbar an dem Hinweis „*eines tages*“ (V. 115), verstanden werden.²⁸ Hier wird dem Publikum die kulturelle Norm der Ehe anhand der beschriebenen Abweichung vorgeführt. Anhand von Anmerkungen wie „*Des ir rücke dicke entgalt. Des nam sie lützel tûre*“ (V. 54f.) und „*und hâst genomen einen man / [...] / sô wirstû dicke zeslagen*“ (V. 117; 120) wird deutlich, dass der Vater sowohl autoritäre als auch körperliche Gewalt gegenüber der Mutter ausübt und dies von seinem zukünftigen Schwiegersohn ebenfalls erwartet. Dieser Erwartung wird die Handlung gerecht und ein ebenfalls stolzer Ritter mit einem festen Vorsatz zur Zähmung der Frau wird in das Geschehen eingeführt. An dieser Stelle beginnt die Haupthandlung, die die im Prolog geforderte Zähmung der beiden Frauen beinhaltet.

²¹ Vgl. Norbert H. Ott: Sibote von Erfurt. In: Neue Deutsche Biographie 24 (2010). Zuletzt Online aufgerufen am: 10.09.2022 (<https://www.deutsche-biographie.de/pnd100965229.html#ndbcontent>), S. 305-306.

²² Vgl. Reinhard Berron: Sibotes Frauenerziehung. Die Handschrift Rom, Bibl. Apostolica Vaticana, Cod. Pal. lat. 1361. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur Bd. 143, H. 1 (2014), S.24-56. Zuletzt Online aufgerufen am: 20.09.2022 (<https://www.jstor.org/stable/43671949>), S. 25 f.

²³ Vgl. Hanns Fischer: Studien zur deutschen Märendichtung. Tübingen 1968, S. 94-100.

²⁴ Vgl. Monika Jonas: Idealisierung und Dämonisierung als Mittel der Repression. Eine Untersuchung zur Weiblichkeitsdarstellung im spätmittelalterlichen Schwank. In: Sylvia Wallinger/Monika Jonas (Hg.): Der Widerspenstigen Zähmung. Studien zur bezwungenen Weiblichkeit in der Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Innsbruck 1986 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft / Germanistische Reihe 31), S.67 f.

²⁵ Vgl. Zitat Birgit Kochskämper, in: Andrea Schallenberg: Spiel mit Grenzen. Zur Geschlechterdifferenz in mittelhochdeutschen Verserzählungen. Berlin 2012, S. 34.

²⁶ Vgl. Schallenberg: Spiel, S. 27.

²⁷ Vgl. ebd.

²⁸ Cornelia Sonntag: Sibotes Frauenzucht. Kritischer Text und Untersuchungen. In: Hamburger Philosophische Studien 8. Hamburg 1969, S. 252.

3.2.1 Psychische Gewalt: Bedrohung und Einschüchterung der Tochter

Auslöser für die Gewalttaten ist das Moment der Vormund-Übernahme. Der junge Ritter wird durch die Heirat zum Herrscher über seine Frau. Was die *vatermunt* nicht geschafft hat, nimmt sich der junge Ritter als *eheliche munt* nun vor. Durch „*der maget boesen krieec*“ (V. 333) im Vorhaben bestätigt, führt der Ritter seinen Plan zur Einschüchterung auf einem schmalen Pfad zwischen den beiden Häusern aus: „*Daz nieman saehe ir zweier tât*“ (V. 336). Das lässt darauf schließen, dass seine Tat als unehrenhaft angesehen werden könnte, dennoch nicht als illegitim.

Die Tiere nehmen die symbolische Stellung der Frau ein. Einerseits um ihr aufzuzeigen, welche Folgen Ungehorsam gegenüber ihrem Mann hat. Andererseits ist zu vermuten, dass der Autor sich im Vergleich mit den Tieren des Natur/Kultur-Paradigmas bedient.²⁹ Die Symbolik hinter der Zähmung der Tiere steht auch für eine Gleichsetzung von Frau und Tier. Dadurch dass die Frau in ihrer Natur als wild und im Verhalten als so unkultiviert wie ein Tier angesehen wird, muss sie, um in ihre kulturelle Rolle zurückzufinden, wie die Tiere vom kultivierten Mann gezähmt und unterdrückt werden.³⁰ Durch die Tötung der Tiere erfährt die Frau von der Gewaltbereitschaft ihres Mannes und wird Opfer von psychischer Gewalt. Die junge Frau erkennt, dass die Bestrafungen des Mannes exorbitanten Ausmaßes ist: „*Diu rede was im gar enwiht: er ennohte im gevolgen niht*“ (V. 371f.). Unter der Gewalt ihrer *ehelichen munt* ist sie diesen ebenfalls ausgeliefert und muss auch um ihr Leben fürchten. Nicht wissend, ob und welche Verhaltensregeln ihr Mann hat, bleibt ihr nur die Wahl der Unterwerfung. Wagner behauptet, dass dieser symbolische Gewaltakt das junge Ehepaar des tatsächlichen Tötens und Sterbens entlastet:³¹ Indem der Ehemann das radikale Ende einer zukünftigen Gewaltkommunikation an den Tieren demonstriert, wird das tatsächliche Eintreten dessen durch die abgeschreckte Ehefrau verhindert.³² Die Zukunft des Ehepaares ist dennoch durch Gewalt geprägt, nämlich von der Angst vor der beobachteten Gewaltausübung und deren Vermeidung durch Gehorsam.³³

Die warnende Funktion der Tötung und die dadurch erfolgte „buchstäbliche Verkörperung des Symbolischen“ kann als Schritt zur vollendeten Zähmung der jungen Frau angesehen werden. Die Schlachtung des letzten Tieres, dem Pferd, treibt die Gewalt und damit die Handlung voran: Das Wegfallen des Pferdes macht es ‚notwendig‘ für den Ritter, die Frau zu satteln und zu reiten, wodurch die Frau zum Tier erniedrigt wird (vgl. V. 413-418). Es dient als physische Verwirklichung der vorherigen Einschüchterung und stellt für die Frau einen demütigenden Endpunkt dar. Claudia Brinker von der Heyde ergänzt, dass die Reiter-Pferd-Konstellation der Veranschaulichung von Unterwerfung und Verantwortlichkeit zwischen Frau und Mann dient und als symbolischer Ausdruck für eine ideal gedachte Sozialordnung gesehen werden kann.³⁴ Dafür spricht, dass die vorgeführte und der Frau angedrohte Gewalt sowie deren letztendliche Ausführung durch das Reiten die Abhängigkeit der Frau von den Launen ihres Mannes aufweist (vgl. V. 447-452). Als sie letztendlich gehorcht, wird sie „*under sîn gewant*“ (V. 468) genommen, was die Verantwortlichkeit des Mannes darstellt. Auch gibt diese räumliche Anordnung die kulturelle Ordnung des Führenden (der kulturelle Mann) und der Geführten (die ‚wilde‘ Frau) wieder.

Die Züchtigung der beiden Frauen wird in eine klare Zweiteilung gegliedert, wobei der zweite Teil auf dem ersten aufbaut. Die im ersten Teilabschnitt aufgeführte Züchtigung fungiert als Ausgangspunkt für die Gewalt des zweiten Abschnittes. Es kommt zu einer Steigerung der Handlung, in der die zuvor

²⁹ Vgl. Schallenberg: Spiel, S. 49.

³⁰ Vgl. ebd. S. 70.

³¹ Vgl. Wagner: Ehestands-Mären, S. 128.

³² Vgl. ebd., S. 129.

³³ Vgl. ebd. S. 130.

³⁴ Vgl. Claudia Brinker von der Heyde: Weiber-Herrschaft oder: Wer reitet wen? Zur Konstruktion u. Symbolik der Geschlechterbeziehung. In: Ingrid von Bennowitz/Helmut Tervooren (Hg.): *Manlîchiu wîp, wîplich man. Zur Konstruktion der Kategorien ›Kör-per‹ u. ›Geschlecht‹ in der dt. Lit. des MA.* Berlin 1999, hier: S. 47.

symbolisch und hauptsächlich psychisch angewendete Gewalt in einer ausgeführten, körperlichen Gewalt endet.³⁵

3.2.2 Physische Gewalt: Die Operation der Mutter

Die Gewaltausübung an der Mutter gestaltet sich als weitaus drastischer als diejenige an der Tochter. Anstatt Dritte zu verletzen, wird die Mutter selbst Opfer von physischer Verwundung durch ihren Schwiegersohn. Da die alte Frau jahrelang ungezähmt und widerspenstig ihrem Mann und anderen Menschen gegenüber war, muss die Zähmung intensiver als bei der Tochter erfolgen (vgl. V. 625-632). Der Übergriff wird von vier Männern und dem Schwiegersohn ausgeführt, die die Frau gewaltsam niederringen (vgl. V. 602; 694 f.) und sie für den Einsatz eines Messers festhalten (vgl. V. 696). Dieser Gewaltakt unterscheidet sich zu dem der Tochter darin, dass kein Exempel statuiert wird und wegen der vier helfenden Knechte kein ausgeglichener Kampf möglich ist. Zusätzlich wird die Widerspenstigkeit der Mutter nicht als Charaktermerkmal anerkannt, sondern mit einem, für eine Frau unnatürlichen, Phallusbesitz begründet. Der Phallus wird als *zornbrâten* beschrieben und im Oberschenkel der Frau verortet (vgl. V. 668 f.). Es handelt sich um ein scheinbar operativ entfernbares Organ, in welchem die Schuld für die Boshaftigkeit der Frau gefunden wird: „Die soziale Verirrung wird als Verwirrung der Natur ausgegeben“.³⁶ Der Phallusbesitz gilt als Symbol für Herrschaft.

Angesichts der Tatsache, dass die Mutter ihrem Mann gegenüber jahrelang Autorität bewiesen hat, wird geschlussfolgert, dass sie ebenfalls einen Phallus besitzen muss. Die Entfernung des *zornbrâten* stellt folglich die Beseitigung des Autoritätsanspruchs dar. Diese These sieht Evamaria Freienhofer in der Metaphorik des Wortes bestätigt: In „Frauenzucht“ wird der Phallus der Mutter mit der Emotion *zorn* beschrieben. Freienhofer führt aus, dass Zorn und Stolz ambivalent seien. Stolz kann sowohl positiv als auch negativ bewertet werden. Im Falle der Mutter wird er negativ gedeutet, denn er stellt eine Gefahr für die von Gott gewollte gesellschaftliche Ordnung dar, indem er die Geschlechterhierarchie herausfordert.³⁷ Dies ist darin begründet, dass Stolz sowie Zorn den Männern vorbehalten ist. Stolze Männer sorgen für ihre Stellung innerhalb einer Gesellschaft, zornige Männer verteidigen diese. Da Frauen weder eine Berechtigung für das eine noch für das andere haben, werden diese Emotionen bei ihnen als männlich und negativ betrachtet.³⁸ Daraus schlussfolgernd, wird die Mutter durch den vermeintlichen Besitz der *zornbrâten* vermännlicht und steht somit entgegen der geschlechtlichen Geschlechterordnung und dem kulturellen Ideal.

Der Umstand, dass die Tochter sich gegen ihre Mutter stellt und die Entfernung des zweiten *zornbrâten* fordert (vgl. V. 730 f.), macht deutlich, wie sehr die Gewaltausübung gefruchtet hat und die Tochter sich der Amtsgewalt, der *ehelichen munt*, ergeben hat. Dass nur einer der beiden *zornbrâten* entfernt wird (vgl. V. 761-766), lässt darauf schließen, dass es dem Schwiegersohn bei der Entfernung nicht um Hilfeleistung geht und aus einer festen Überzeugung resultiert, sondern dass es schlichtweg um die Machtausübung und das damit limitierte, aber durch den zweiten *zornbrâten* verbleibende Drohpotential geht.³⁹

4. Fazit

Die zu Anfang thematisierte Definition von Gewalt findet sich in dem Märe „Frauenzucht“ wieder. Sowohl der alte als auch der junge Ehemann streben die Amtsgewalt über ihre Frauen an, so wie es die soziale Ordnung vorgibt. Die Herrschaft über die Frau steht dem männlichen Geschlecht zu. Es ist die Aufgabe und das ‚Recht‘ des *vormunts*, über die Frau zu bestimmen und ihr übergeordnet zu sein. In dem Märe wird der Weg von der gewollten, ‚natürlich zugeordneten‘ Amtsgewalt über den Weg der

³⁵ Vgl. Noriaki Watanabe: Kriemhild als Widerspenstige. ›Rosengarten zu Worms A‹ und ›Frauenzucht‹. In: Josef Fürnkäs u.a. (Hg.): Zwischenzeiten – Zwischenwelten. FS für Kozo Hirao. Frankfurt a. M. u. a. 2001, S. 105-119, hier: S. 116.

³⁶ Ebd., S. 155.

³⁷ Vgl. Freienhofer: *Zornbrâten*, S. 156.

³⁸ Ebd. S. 157.

³⁹ Ebd. S. 164.

tatsächlichen, ausgeführten Gewalt beschrieben. Es wird gezeigt, dass der Mann für die Erlangung oder Rückgewinnung seiner Machtposition ausgeführte Gewalt einsetzen muss. Das Recht auf Herrschaft zeichnet sich durch das Natur/Kultur-Paradigma und durch den Besitz eines Phallus aus.

Während das männliche Geschlecht den kulturellen Phallus im Glied verorten mag, findet sich der Phallus der beiden Frauen bis zum Einschreiten des jungen Mannes in ihrem Widerspruch und ihrem starken Willen wieder. Die Machtrückgewinnung repräsentiert zwei Konzepte der ausgeführten Gewalt: Einerseits wird die eigene, junge Frau durch eine psychische Gewalterfahrung gebrochen. Die Mutter jedoch erfährt tatsächliche, körperliche Gewalt durch die Operation. Aus Angst vor einer Wiederholung der Tat kapituliert sie letztendlich und fügt sich ihrer kulturellen Rolle. Anzumerken ist, dass sie sich besonders dem jungen Mann unterordnet, da er derjenige ist, der ihr die Gewalt zugefügt hat und er deswegen derjenige ist, den sie besonders fürchten muss. Das Märe stellt somit das kulturelle Hierarchieverständnis der Geschlechter dar, indem die Amtsgewalt als Recht und die ausgeführte Gewalt als notwendige Einforderung dessen veranschaulicht wird. Die Frauen werden jedoch nicht als Opfer dessen gesehen, sondern als ‚wilde‘ Objekte, die, sobald gezähmt, wieder ‚gut und hörig‘ werden.

5. Literatur

Primärliteratur

Sibote: Frauenzucht. Zitiert nach: Sibotes Frauenzucht. Kritischer Text und Untersuchungen. Hg., übers. und interpr. von Sonntag, Cornelia. Hamburg 1969 (Hamburger Philosophische Studien 8).

Sekundärliteratur

Ackermann, Dorothea: Gewaltakte – Disziplinarapparate, Geschlecht und Gewalt in mittel- und frühneuhochdeutschen Mären. Diss. Würzburg 2007. Zuletzt Online aufgerufen am: 20.09.2022 (<https://opus.bibliothek.uni-wuerzburg.de/opus4-wuerzburg/frontdoor/deliver/index/docId/3411/file/AckermannDiss.pdf>).

Becker-Cantarino, Barbara: Die Böse Frau und das Züchtigungsrecht des Hausvaters in der frühen Neuzeit. In: Sylvia Wallinger/Monika Jonas (Hg.): Der Widerspenstigen Zähmung. Studien zur bezwungenen Weiblichkeit in der Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Innsbruck 1986 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft / Germanistische Reihe 31).

Berron, Reinhard: Sibotes Frauenerziehung. Die Handschrift Rom, Bibl. Apostolica Vaticana, Cod. Pal. lat. 1361. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur Bd. 143, H. 1 (2014), S.24-56. Zuletzt Online aufgerufen am: 20.09.2022 (<https://www.jstor.org/stable/43671949>).

Brinker von der Heyde, Claudia: Weiber-Herrschaft oder: Wer reitet wen? Zur Konstruktion u. Symbolik der Geschlechterbeziehung. In: Ingrid von Bennewitz/Helmut Tervooren (Hg.): Manlichiu wîp, wîplich man. Zur Konstruktion der Kategorien ›Körper‹ u. ›Geschlecht‹ in der dt. Lit. des MA. Berlin 1999.

Ehrisman, Otfried: Fabeln, Mären, Schwänke und Legenden im Mittelalter. Eine Einführung. Darmstadt 2011.

Fischer, Hanns: Studien zur deutschen Märendichtung. Tübingen 1968.

Freienhofer, Evamaria: Ir traget zwene zornbräten. Die Funktion von Stolz und Zorn für die Geschlechterkonstruktion in den Kurzerzählungen La Dame escollee und Frauenzucht. In: Baisch, Martin u.a.(Hg.): Rache – Zorn – Neid. Zur Faszination negativer Emotionen in der Kultur und Literatur des Mittelalters. Göttingen 2014, S. 153-169.

Jonas, Monika: Idealisierung und Dämonisierung als Mittel der Repression. Eine Untersuchung zur Weiblichkeitsdarstellung im spätmittelalterlichen Schwank. In: Sylvia Wallinger/Monika Jonas (Hg.): Der Widerspenstigen Zähmung. Studien zur bezwungenen Weiblichkeit in der Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Innsbruck 1986 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft / Germanistische Reihe 31).

- Ott, Norbert H.: Sibote von Erfurt. In: Neue Deutsche Biographie 24 (2010). Zuletzt Online aufgerufen am: 10.09.2022 (<https://www.deutsche-biographie.de/pnd100965229.html#ndbcontent>).
- Schallenberg, Andrea: Spiel mit Grenzen. Zur Geschlechterdifferenz in mittelhochdeutschen Verserzählungen. In: Beate Kellner/Claudia Stockinger (Hg.): Deutsche Literatur. Studien und Quellen 7. Berlin 2012.
- Sonntag, Cornelia: Sibotes Frauenzucht. Kritischer Text und Untersuchungen. In: Hamburger Philosophische Studien 8. Hamburg 1969.
- Wagner, Silvan: Ehestands-Mären und Gewalt: Autoaggressive Gewaltgemeinschaften und ihre gewaltvolle Transformation- in Gewaltgemeinschaften (Die eingemauerte Frau, Frauenzucht). In: Cora Dietl/Titus Knäpper (Hg.): Rules and violence. On the cultural history of collective violence from Late Antiquity to the Confessional Age. Berlin/ Boston 2014, S. 115-130.
- Waldenfels, Bernhard: Aporien der Gewalt. In: Mihran Dabag u.a. (Hg.): Gewalt. Strukturen, Formen, Repräsentationen. München 2000, S. 9-24.
- Watanabe, Noriaki: Kriemhild als Widerspenstige: ›Rosengarten zu Worms A‹ und ›Frauenzucht‹. In: Joseph Färnkäs u.a. (Hg.): Zwischenzeiten – Zwischenwelten. FS für Kozo Hirao. Hg. Frankfurt a. M. u. a. 2001.
- Ohne Autor: Synonyme, Gewalt. In: Woxikon Online. Zuletzt Online aufgerufen am: 22.09.2022 (<https://synonyme.woxikon.de/synonyme/gewalt.php>).

„Da fühlt das Herz sich ohne Adressaten“ – Das Großstadtleben in der Weimarer Republik in den Gedichten von Mascha Kaléko und Lessie Sachs*

Laura Elise Sill

1. Einleitung

Eine Vielzahl von Gedichten des Bandes *Das lyrische Stenogrammheft* von Mascha Kaléko finden „sich [thematisch, L.S.] im Gewühl der Großstadtstraßen“¹ der späten 1920er und frühen 1930er Jahre wieder. Die Großstadt – und genauer die Millionenstadt Berlin – in der Weimarer Republik war gekennzeichnet von Gegensätzen: Arbeitslosigkeit und Hunger neben der „Glitzerwelt“² von Werbung und Film, traditionelle Geschlechterrollen neben dem lauten Ruf nach Selbstbestimmung der Frau, der Wunsch eines individuellen Lebensentwurfs neben der anonymen Masse von Arbeiter*innen und Angestellten. Und so verwandelt auch Kaléko als Zeitzeugin und Dichterin ihre Eindrücke und Empfindungen des Großstadtlebens in Gedichte, „sie [schildert, L.S.] den Alltag, so wie er von den neuen jungen Frauen der Weimarer Republik erlebt wird“.³

Den Bekanntheitsgrad, den Mascha Kaléko zeitlebens und darüber hinaus erreicht hat, erlangte Lessie Sachs (bisher) nicht. Erst 1944, zwei Jahre nach Sachs' Tod, gelang es ihrem Ehemann Josef Wagner im amerikanischen Exil einen Band mit ihren Gedichten zu veröffentlichen: *Tag- und Nachtgedichte*.⁴ Sachs selbst hatte lediglich, wenn auch erfolgreich, einzelne Gedichte in verschiedenen (Tages-)Zeitungen veröffentlicht, die teils auch vertont wurden.⁵ Im Gegensatz zu Kaléko verkehrte Sachs erst mit Einsetzen ihres Erfolgs Anfang der 1930er Jahre in Berlin. Die Schaffensstädte der in Breslau geborenen Sachs waren hauptsächlich erst München und dann Breslau. Trotzdem lassen sich deutliche Überschneidungen in der Thematik und Art der Gedichte der beiden Lyrikerinnen finden.⁶

Im Rahmen dieser Arbeit soll eine Auswahl an Gedichten aus den Bänden *Das launische Gehirn* von Sachs und *Das lyrische Stenogrammheft* von Kaléko miteinander verglichen werden. Bei der Auswahl wurden verschiedene Kriterien des Großstadtlebens berücksichtigt. Der strukturierte Ablauf einer Arbeitswoche und die individuellen Sorgen und Ängste der Stadtmenschen können durch Kalékos Gedichte *Chanson am Montag* sowie Sachs' *Das ist es, was mich ängstlich macht* abgebildet werden. Des Weiteren werden in Sachs' *Frühling* und ebenso in Kalékos *Frühling über Berlin* und *Julnacht an der Gedächtniskirche* die scheinbar konträren Räume ‚(Groß-)Stadt‘ und ‚Natur‘ thematisiert. Zudem beschäftigen sich insbesondere Kalékos Gedicht *Mannequins* und im Ansatz auch Sachs' Gedicht *Vorspiegelung falscher Tatsachen* mit dem

* Der Beitrag ist die gekürzte Fassung einer Hausarbeit, die im Wintersemester 2022/23 im Rahmen des Masterseminars „Else Lasker-Schüler und Mascha Kaléko“ verfasst wurde.

¹ Mascha Kaléko: Großstadtliche. In: ders.: *Das lyrische Stenogrammheft*. Kleines Lesebuch für Große, 43. Aufl. Hamburg 2021, S. 20. Der Gedichtband wird im Folgenden mit der Sigle „DIS“ abgekürzt.

² Hans Richard Brittmacher: „Auf meinem Herzen geh ich durch die Straßen“. Die Berliner Lyrik Mascha Kalékos. In: Matthias Harder/Almut Hille (Hg.): „Weltfabrik Berlin“. Eine Metropole als Sujet der Literatur. Studien zu Literatur und Landeskunde. Würzburg 2006, S. 115-128; hier: S. 120.

³ Ruth Fruchtman: Mascha Kaléko. In: Britta Jürgs (Hg.): *Leider hab ich's Fliegen ganz verlernt*. Portraits von Künstlerinnen und Schriftstellerinnen der Neuen Sachlichkeit. Berlin 2000, S. 140-161; hier: S. 148.

⁴ Vgl. Lessie Sachs: *Das launische Gehirn*. Lyrik und Kurzprosa, hg. und mit einem Nachwort von Jürgen Krämer und Christiana Puschak. Berlin 2019; hier S. 290-294. Der Gedichtband wird im Folgenden mit der Sigle „LG“ abgekürzt.

⁵ Sie veröffentlichte ihre Gedichte bspw. neben Erich Kästner und Joachim Ringelnatz in der *Vossischen Zeitung* und dem *Neuen Wiener Tagblatt*. Vgl. LG, S. 260.

⁶ Konkret nennt Claudia Schoppmann in ihrem kurzen Portrait zu Lessie Sachs sogar Kaléko: Es wären die „[h]eiter[en] Gedichte“, welche Kalékos ähnelten (Claudia Schoppmann: Lessie Sachs. In: ders. (Hg.): *Im Fluchtgepäck die Sprache*. Deutsche Schriftstellerinnen im Exil. Berlin 1991, S. 101-109; hier: S. 104). Jürgen Krämer und Christiana Puschak charakterisieren in ihrem ausführlich recherchierten Nachwort zum Band *Das launische Gehirn* Sachs' Gedichte als dem „Wunsch des Lesepublikums nach zeit- und alltagsbezogener Literatur [entsprechend, L.S.], präzise, anschaulich und ausschnitthaft. Lessie Sachs verstand es, die Lebenswelten des Mittelstands zu poetisieren und zu ironisieren, wobei sie meisterhaft Leichtigkeit und Tiefgründigkeit miteinander verband“ (LG, S.260).

in der Weimarer Republik aufkommenden und durch Film sowie Werbung suggerierten Ideal der *Neuen Frau* und der weiblichen Angestellten. Abschließend erfolgt eine Einordnung der Gedichte von Mascha Kaléko und Lessie Sachs zur *Neuen Sachlichkeit* mittels derer sich die Gemeinsamkeiten von Kalékos und Sachs' Lyrik verdeutlichen lassen. In diesem Zusammenhang soll auch der Begriff der *Gebrauchslyrik* betrachtet werden sowie dessen Anwendbarkeit auf das Werk der beiden Dichterinnen.

2. *Chanson vom Montag* – Arbeitsalltag in der Großstadt

Mit einem rasanten Anstieg an Büroarbeit, der die Menschen in der Weimarer Republik nachgingen, veränderte sich auch das Straßenbild in der Großstadt ebenso wie die Alltagsgestaltung, die durch das Angestellten-Dasein in strukturierten Bahnen erfolgte. Welchen Stellenwert die Arbeit im Großstadtleben einnahm, wird in Kalékos Gedicht *Chanson vom Montag* besonders deutlich:

Und die Bahnen brausen, das Auto kläfft
Die Arbeit marschiert in den Städten.
Alle Straßen hallen wider von Betrieb und von Geschäft,
Und die Riesensummen wachsen in ein unsichtbares Heft,
– Doch nie in das Heft des Proleten.⁷

Die gesamte Stadt und ihre Bewohner*innen geraten durch die Arbeit in Bewegung. Geradezu angetrieben vom Motor der Arbeit und des Geldes werden die Straßen belebt, auf denen dann kein Platz für andere Formen des Verweilens bleibt. Ilona Ostner sieht in dieser Umschreibung im Gedicht eine Imitation der „bloß mehr mechanisch zusammengehalten[en] Welt“⁸, in der das Individuum mit der Masse an ihm gleichgesinnten Angestellten konfrontiert wird und wie ein Zahnrad sich in die Reihe anderer eingliedert – eine Welt, die ein dystopisches Bild abgibt.

Doch gelingt es Kaléko in ihrem *Chanson vom Montag* neben der Darstellung der fremdbestimmten Angestellten in der Arbeitswelt auch andere Seiten des Lebens zu beleuchten. Da ist das „Schlagerlied vom Sonntag“⁹ sowie das „Stammcafé“¹⁰ und „Theater locken. Der Luxus höhnt“.¹¹ Sie verweisen auf ein Leben nach bzw. neben dem „Wochen-Schwergewicht“¹², der Büroarbeit, das von der Großstadt geboten wird. Indessen zeigt sich in den Strophen des Gedichtes zugleich die Illusionslosigkeit. Das Gehalt genügt nicht für Freizeitinvestitionen. Sie können nur vor Augen geführt, aber nicht realisiert werden:

Doch man ist ja längst an Verzichten gewöhnt.
– Wer kein Geld hat, bleibt brav zu Hause.
[...]
Und es reicht noch grad für die Kantine.
Spät nach Ladenschluß geht man mit Duldermiene
Resigniert vorbei am Stammcafé.¹³

Daher bleibt lediglich die Arbeit mit „[m]ittags Krach und abends gar nichts vor“¹⁴ und des geringen Einkommens. Diese Routine des Montags – stellvertretend für jeden beliebigen Arbeitstag – endet mit Zweifeln, die die Sprechinstanz an sich selbst und in ihrer Situation hat: „Und man fragt sich: wie wird das wohl enden?“¹⁵ Hans Richard Brittmacher erkennt in der Ratlosigkeit die „Agonie der Weimarer Republik“¹⁶, wie sie Anfang der 1930er Jahre bestand. Mit der Weltwirtschaftskrise 1929 stieg die

⁷ DIS, S. 9.

⁸ Ilona Ostner: Mascha Kaléko. Gedichte. In: Wilfried Barner (Hg.): Querlektüren. Weltliteratur zwischen den Disziplinen. Göttingen 1997, S. 187-208; hier: S. 199.

⁹ DIS, S. 9.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Ebd.

¹² Ebd.

¹³ Ebd.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Brittmacher 2006, S. 125.

Arbeitslosigkeit ebenso wie die Resignation in der Bevölkerung. Erhöhte Inflationsraten ließen außerordentliche Ausgaben, wie für Freizeitaktivitäten, nicht mehr zu. Die Euphorie der „besten Zeiten“¹⁷, der Goldenen Zwanziger Jahre, war verflogen. Dieses „krisenhaft[e] Lebensgefühl des Großstadtbewohners“¹⁸ schloss auch den Lebensbereich der „klein[en] Angestellt[en]“¹⁹ ein.

Bereits im Titel des Gedichtes wird auf eine ganz eigene Melodie, ein *Chanson* des Montags verwiesen. Es zeichnet sich durch eine Vielzahl an typischen Großstadtgeräuschen, wie Motorengeräusche auf der Straße, die geschäftige, missgestimmte Betriebsamkeit im Büro und die letztlich ohrenbetäubende Stille in der Mietwohnung, aus. Daneben besteht das Chanson als „ein[e] lyrisch[e] Kernform der Weimarer Republik“²⁰, wie Hans-Peter Bayerdörfer erläutert. Zudem weist er darauf hin, dass das Chanson mit der „Klassifizierung als heitere Unterhaltungsliteratur“²¹ missverstanden und verkannt würde. Stattdessen „enthalten [die Texte, L.S.] vielfältige und nuancierte Alltagstöne voller Melancholie und Schwermut“²², so Bayerdörfer weiter. Auch sei der „sprachliche Doppelsinn“²³ des Chansons kennzeichnend, der „ebenso zwingend wie ungezwungen vom scheinbar Unverbindlichen ins Aggressiv-Politische über[leitet]“.²⁴ Aufgrund dessen ist es Kaléko möglich, in ihrem *Chanson vom Montag* eben jene ernsteren Themen wie die existenziellen Sorgen der Angestellten anzuschneiden. Zwar bleibt sie dabei gewohnt unpolitisch, dennoch verbirgt sich in diesem Gedicht ein sozialkritischer Ansatz.

Kaum eines der Großstadtgedichte feierte indes mit der Bejahung der Moderne die gültige Gesellschaftsordnung. Es ging um Lebensgefühl und Alltagsgewohnheiten, um Anerkennung und den Ausdruck des großstädtischen Raums als eines Erlebnis- und Erfahrungsraumes, um die Moderne als einen legitimen Gegenstand von Literatur und Lyrik, nicht um die Affirmation und Akzeptanz des Bestehenden.²⁵

Das erfasst Herrmann Korte für diese schildernde, beschreibende Form der Lyrik, die sich mit der von Kaléko abzudecken scheint. Gleichwohl verhält es sich auch mit Gedichten von Lessie Sachs, die sich jedoch dadurch unterscheiden, dass sie zumeist weniger konkret sind. In Sachs' *Das ist es, was mich ängstlich macht* etwa wird die Weltwirtschaftskrise thematisiert:

Es ist jetzt auf der ganzen Welt
Mit Geld und Wirtschaft schlecht bestellt.
Ein jeder klagt und jeder stöhnt,
(Man hat sich das so angewöhnt.)
Was kann da alles noch geschehn?
Das ist doch gar nicht abzusehn.²⁶

Ähnlich wie im *Chanson vom Montag* bestehen auch hier Zukunftsängste und Ungewissheiten. Dennoch bleibt Sachs bei generalisierenden Pronomen wie „[e]in jeder“²⁷, die einen jeden Menschen einbeziehen, und beschreibt nicht wie Kaléko die genauen Umstände und Ärgernisse, die ein*e Büroangestellte*r zu ertragen hatte. Die Sozialkritik, die bei Kalékos Gedichten zuweilen überdeutlich mitschwingt, taucht bei Sachs versteckter auf.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Karl Riha: *Deutsche Großstadtliteratur. Eine Einführung*. München/Zürich 1983, S. 18.

¹⁹ DIS, S. 9.

²⁰ Hans-Peter Bayerdörfer: *Weimarer Republik*. In: Walter Hinderer (Hg.): *Geschichte der deutschen Lyrik vom Mittelalter bis in die Gegenwart*, 2., erweiterte Aufl. Würzburg 2001, S. 439-476; hier: S. 449.

²¹ Ebd., S. 450.

²² Ebd.

²³ Ebd.

²⁴ Ebd.

²⁵ Herrmann Korte: *Energie der Brüche. Ein diachroner Blick auf die Lyrik des 20. Jahrhunderts und ihre Zäsuren*. In: *Text + Kritik Lyrik des 20. Jahrhunderts* (1999), S. 63-106; hier: S. 75.

²⁶ LG, S. 103.

²⁷ Ebd.

3. *Frühling* – Natur in der Stadt

Der Kontrast zur Großstadt wird traditionell in der Natur gesehen. Dabei erhält die Darstellung des Natürlichen positive Konnotationen, wohingegen der städtische Raum „auch die letzten Reste der Natur verdrängt, die den Baum, und das heißt auch den Menschen, nicht gedeihen lassen“.²⁸ Trotz dieses gegenseitigen Ausschlusses lässt sich in Lessie Sachs' Gedicht *Frühling* Natur in der Stadt wiederfinden: „Die Sonne scheint, und man ist baß erstaunt, / Die Bäume schmückten sich mit Perlen-Schnüren“.²⁹ Im zweiten Vers fällt jedoch bereits auf, dass die Natur – konkret Bäume – personifiziert wird. Der darauffolgende Vers verstärkt dies sogar noch; die Bäume „haben [...] junge-Braut-Allüren“³⁰ und tragen ihr Hochzeitskleid. Sie trotzen der unnatürlichen, gefühllosen Atmosphäre der Stadt und verfügen über die Eigenschaft, die Welt um sie herum anzustecken, indem sie gute Laune verbreiten, erhalten zugleich aber auch Attribute der Verfremdung durch die Beschreibung ihres Verhaltens.

Alle drängt es hinaus „in's Freie“³¹, das Leben spielt sich nach dem Winter wieder größtenteils draußen ab und den Kindern ist es möglich, außerhalb des Hauses miteinander zu spielen. Paradoxiert mag es da zunächst erscheinen, dass „der Herr von nebenan [...] ‚Winterstürme‘ [pfeift, L.S.]“.³² Es ist jedoch naheliegend, dass es sich hierbei um eine Arie aus Richard Wagners Oper *Die Walküre* (zugehörig zu *Der Ring des Nibelungen*) handelt, in der der Frühling begrüßt wird. Trotz dieser natürlichen Merkmale innerhalb der Stadt, kann die Natur nicht die Großstadt übertönen. Es wird deutlich, dass die Natur in ihrer Gänze nur außerhalb der Stadt erfahrbar ist: „Man sollte jetzt sofort die Großstadt fliehn“³³, rät ein Vers des Gedichtes. Dies bleibt allerdings zunächst ein Wunschgedanke, da die stadtgebundenen Verpflichtungen dieses Vorhaben verhindern. Erst an einem (arbeits-)freien Tag, dem „Sonntag“³⁴, kann ein Ausflug in die Natur eventuell eingeplant werden. Daher muss sich die Sprechinstanz vorerst mit dem Anblick der Sonne und der Bäume zufriedengeben. Karl Riha führt hierzu an, dass die Natur in der Großstadtlyrik „nicht als außerstädtischer Bezirk in Erscheinung [tritt, L.S.], sondern [...] nur noch quasi als Ersatzfunktion in der Stadt selber erlebt [wird, L.S.]“.³⁵ Das Leben in der Stadt bindet zu sehr an sich, als dass eine Flucht in die Natur möglich wäre.

Auch Mascha Kaléko beschäftigt sich in ihren Gedichten mit den beiden gegensätzlichen Räumen. In *Frühling über Berlin* betont sie ‚Natur‘ und ‚Großstadt‘ noch mehr in ihrer Diskrepanz, als es bei Sachs' Gedicht der Fall ist. Selbst jenes Natürliche, das erwähnt wird, stellt sich als künstlich, aufgesetzt und kulissenhaft heraus:

Sonne klebt wie festgekittet.
Bäume tun, als ob sie blühen.
Und der blaue Himmel schüttet
Eine Handvoll Wolken hin.

Großstadtqualm statt Maiendüfte.
– Frühling über Groß-Berlin! –
Süße, wohlbekannte Düfte...
Stammen höchstens von Benzin.³⁶

Das Natürliche wird vollends verdrängt und die Stadt dient „als neuer, akzeptierter Lebensraum und Perversion der Naturqualität im modernen Zivilisationssurrogat“.³⁷ Selbst Ausflüge an als Natur

²⁸ Helmut Göbel: „In der Asphaltstadt bin ich daheim“. Die große Stadt in der Lyrik des 20. Jahrhunderts. In: Text + Kritik Lyrik des 20. Jahrhunderts (1999), S. 155-174; hier: S. 167.

²⁹ LG, S. 19.

³⁰ Ebd.

³¹ Ebd.

³² Ebd.

³³ Ebd.

³⁴ Ebd.

³⁵ Riha 1983, S. 37.

³⁶ DIS, S. 37.

³⁷ Riha 1983, S. 37.

ausgeschriebene Orte erweisen sich als „Streusandlandschaft“³⁸, vom Menschen konstruiert. Statt eines Spaziergangs durch einen von Bäumen gesäumten Park bleibt nur die Option, das schöne Wetter unweit des Wohnhauses zu genießen und „Mütter schieben ihre Jüngsten / Auf den sonnigen Balkon“.³⁹

Vollends wird die Natur von ihrem artifiziellen Pendant in Kalékos Gedicht *Julinacht an der Gedächtniskirche* ersetzt. Es sind nun „[e]in paar sehr heftig retuschierte Damen“⁴⁰, die mit dem Verb ‚blühen‘ beschrieben werden. Anstelle von Blumenblüten bleiben in der Nacht künstlich angestrahlte Frauen zurück, denen es selbst durch ihre Aufmachung an Natürlichkeit fehlt. Ebenso reicht es aus, um dem Begriff „Terrassen“⁴¹ gerecht zu werden, „ein bißchen Grün“⁴² in Form von (giftigem) „Efeu“⁴³ vorweisen zu können. In ähnlicher Weise wird die zunehmende Verdrängung der Natur aus dem Großstadtbild auch in *Frühling über Berlin* erkennbar:

Sommerabendparkgeflüster ...
Junges Pärchen auf der Bank.
– Doch das ältere Register
Sitzt im Gartenrestaurant.⁴⁴

Mit zunehmendem Alter wird Wert auf Bequemlichkeit gelegt. Die Gaststätte mit dem Beinamen ‚Garten‘ genügt, um sich der Natur verbunden zu fühlen und eine Kulisse der Natur zu schaffen. Dem jungen Liebespaar bietet sich der in der Stadt extra angelegte Park als Rückzugsort.

Die Natur bleibt in den Gedichten von Sachs und Kaléko lediglich als weit entfernter Sehnsuchtsort in der Großstadt erhalten. „Die nichtstädtische Landschaft ist die heile Welt, von ihr redet und träumt der Städter“⁴⁵, erfasst Helmut Göbel. Die Großstadt kann immer wieder erfolgreich die Natur zurückdrängen und es bleibt nur ein behelfsmäßiger, menschenkonstruierter Naturersatz als Alternative zurück und selbst der verblasst im „Großstadtqualm“.⁴⁶

4. Vorspiegelung falscher Tatsachen – Abbilder der Neuen Frau?

Ein weiteres, die Bewohner*innen der Großstadt betreffendes Thema lässt sich in den Geschlechterrollen und -hierarchien sowie dem damit einhergehenden Platz der Frau in der Gesellschaft ausmachen. Hierbei soll ein besonderer Fokus auf dem in den 1920er und 1930er Jahren aufkommenden Phänomen der *Neuen Frau* liegen. Die *Neue Frau* zeichnet sich durch ein „neues weibliches Selbstverständnis“⁴⁷ aus und steht, so Juliane Schöneich, „sinnbildlich für den Modernitätsanspruch der Weimarer Republik“.⁴⁸ Der Frau soll es möglich sein, sich selbstständig auf dem Arbeitsmarkt und unabhängig im Leben zu behaupten. Sabina Becker fügt hinzu, dass auch „[i]n der von Frauen verfassten Literatur [...] sich diese gewandelte gesellschaftliche Rolle der Frau [spiegelt, L.S.]“.⁴⁹ So greifen Mascha Kaléko und Lessie Sachs in ihren Gedichten die *Neue Frau* auf und beschäftigen sich mit der Realisierung dieses Phänomens – mit variierender Eindeutigkeit und Explizitheit.

Becker zählt Kaléko dabei zu einer der wenigen Autor*innen, die realitätsnahe „Versuche, traditionelle weibliche Lebensentwürfe und Schreibmuster zu überwinden“⁵⁰, unternimmt, indem sie über

³⁸ DIS, S. 37.

³⁹ Ebd.

⁴⁰ Ebd., S. 31.

⁴¹ Ebd.

⁴² Ebd.

⁴³ Ebd.

⁴⁴ Ebd., S. 37.

⁴⁵ Göbel 1999, S. 166.

⁴⁶ DIS, S. 37.

⁴⁷ Juliane Schöneich: Mascha Kaléko und die Grenzen der Neuen Frau. In: Sarah Guddat/Sabine Hastedt (Hg.): *Geschlechterbilder im Wandel? Das Werk deutschsprachiger Schriftstellerinnen 1894-1945*. Frankfurt a.M. u.a. 2011, S. 225-252; hier: S. 226.

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ Sabina Becker: „...zu den Problemen der Realität zugelassen“. Autorinnen der Neuen Sachlichkeit. In: Walter Fähnders/Helga Karrenbrock (Hg.): *Autorinnen der Weimarer Republik*. Bielefeld 2003, S. 187-214; hier: S. 195.

⁵⁰ Ebd., S. 199.

wirklichkeitsgetreue Frauen in ihrem Beruf schreibt. In Kalékos Gedichten wird deutlich, dass der Eintritt ins Berufsleben noch lange keine finanzielle Unabhängigkeit der Frau und ebenso keine gesellschaftliche Anerkennung bedeutet. Der Alltag junger, berufstätiger Frauen in der Weimarer Republik wird vielmehr durch „schlechte Arbeitsbedingungen, niedriges Gehalt und geringe Aufstiegschancen“⁵¹ geprägt. Trotzdem beschäftigt die *Neue Frau* die Bereiche der Politik, Wirtschaft sowie des Sozialwesens, indem die arbeitenden Frauen Territorien betreten, die zuvor nur der männlichen Bevölkerung vorbehalten waren.⁵² Die traditionelle Geschlechterhierarchie gerät ins Wanken.

Der Aspekt der nur geringfügig besseren Lebensumstände für die zumeist im Büro angestellten, arbeitenden Frauen und die mediale Verbreitung eines unerreichbaren Ideals veranlassen die Sprechinstanz in Sachs' Gedicht *Vorspiegelung falscher Tatsachen*, sich ein Leben auszudenken, in dem sie keine Sorgen oder Nöte befürchten muss. Sie gibt vor, einer höheren Gesellschaftsschicht anzugehören, und „mimte Vornehmheit im Blick und Gang“.⁵³ Ebenso werden Statussymbole des Reichtums, wie das Residieren im Hotel, ein „groß[er] Hund und ein Schloss“⁵⁴ erfunden. Das Ich „setzte [s]ich in Scene und genöß“⁵⁵, wie es die Diven der Filmindustrie vormachen.

Trotz dessen ihr „Benehmen [...] dann sehr blasiert [ist, L.S.]“⁵⁶, weiß die Sprechinstanz in Sachs' Gedicht von der Falschheit ihres erdichteten Lebens:

Man stapelt hoch, wobei man sich nichts denkt,
Ist dem nicht wohler, der bescheiden blieb? –
Die unerfüllten Wünsche sind verdrängt;
Der Psychiater nennt es: Geltungstrieb.⁵⁷

Die Diagnose ‚Geltungstrieb‘ suggeriert ein Krankheitsbild, das aus der Not heraus entstand. Die finanziellen Sorgen der Angestellten im scharfen Kontrast zu einem scheinbar sorglosen Leben durch Reichtum verleiten dazu, aus der anonymen Masse all jener, die in der Alltagsroutine gefangen sind, herausstechen zu wollen – wenn es schon nicht durch reale Aufstiegschancen möglich ist, so zumindest für einen kurzen Augenblick im Spiel.

Jene Unechtheit und bemühte Heiterkeit verkörpern auch Kalékos *Mannequins*, wie es ihnen ihre Anstellung diktiert. Die eingangs formulierte Stellenanzeige verspricht „leichte, angenehme Arbeit“⁵⁸, die sich jedoch im weiteren Verlauf als mühsam und herabwürdigend erweist. Elizabeth Boa erkennt in dieser Berufsbranche eine „mechanistic dehumanization“.⁵⁹ Dem weiblichen Körper der Verkäuferinnen wird jede Subjektivität und Individualität abgesprochen, stattdessen werden sie als ihr Objektwert betrachtet, der sich aus der Beschaffenheit verschiedener Körperteile ergibt: „Die Beine, die sind uns Betriebskapital / Und Referenzen. / Gehalt: so *hoch* wie die Hüften *schmal* [...] / Bedingung: stets vollschlank“.⁶⁰ „The poem spells out the consequences of capitalist economics in the rag trade. The human female who models clothes is like a manufactured mannequin which can be disassembled into body parts“⁶¹, erläutert Boa ihr Konzept der *mechanistic dehumanization*. In diesem Zusammenhang weist sie ebenso darauf hin, dass solches Vorgehen nicht nur von Männern reproduziert und angewandt wird, sondern dass zugleich eine Konkurrenz unter den Verkäuferinnen entsteht, die sich „under an imagined male gaze“⁶² miteinander kritisch vergleichen. Auch Ostner bezieht sich auf diesen Sachverhalt, der die

⁵¹ Schöneich 2011, S. 228.

⁵² Vgl. auch ebd., S. 226.

⁵³ LG, S. 49.

⁵⁴ Ebd.

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ Ebd.

⁵⁷ Ebd.

⁵⁸ DIS, S. 10.

⁵⁹ Elizabeth Boa: The New Woman as Satirist or Butt of Satire. In: Oxford German Studies 46 (2017), H. 1, S. 25-41; hier: S. 26.

⁶⁰ DIS, S. 10.

⁶¹ Boa 2017, S. 25.

⁶² Ebd.

Verkäuferinnen fremdbestimmt agieren lässt; der „kontinuierlich[e] Perspektivwechsel in einem Feld wechselseitiger Beziehungen und Gefühle“⁶³ bildet die Figur der Verkäuferin, der *Mannequin*. Außerdem ergänzt Ostner die Konkurrenzsituation um eine hierarchische Staffelung, auf der die Kundin eine höhere Stellung innehat als die Verkäuferin.⁶⁴ Die „Dämchen mit Speckfigur“⁶⁵ verlangen nach der Kleidung, die mittels der *Mannequins* ausgestellt wird, um nicht nur der aktuellen Mode, sondern ebenso des idealisierten Körpers habhaft zu werden. Die Verkäuferinnen erscheinen in einer Doppelrolle: Ausstellungsstück und Kundinnenbetreuerin zugleich.

Die Fassade der luxuriösen Welt bekommt Risse, sobald die Unerreichbarkeit des gesellschaftlichen Aufstiegs für die Verkäuferinnen feststeht:

Wir prunken in Seide vom ‚dernier cri‘
 Und wissen: gehören wird sie uns nie.
 Das bleibt uns verschlossen.
 [...]

 Was nützt schon der Fummel aus Crêpe Satin –
 Du bleibst, was du bist: Nur ein Mannequin.⁶⁶

Und so müssen die Verkäuferinnen Schikane und Ausbeutung in sexueller und Beschäftigungshin-sicht still ertragen. Andernfalls erwartet sie die Kündigung und ein damit verbundenes Fehlen des zum Leben benötigten Lohns. In *Mannequins* schildert Kaléko das „Auseinanderfallen von Anschein und Wirklichkeit“⁶⁷ ohne verschönernde, verschleiernde Ausschmückungen. Das Gedicht „kritisiert [...] die Arbeitsbedingungen der Frauen, die oft ausgenutzt und wesentlich schlechter bezahlt werden als ihre männlichen Kollegen“⁶⁸, und deckt damit den gesellschaftlich verankerten Missstand der unfairen Behandlung von Frauen auf. Dass in dem Gedicht ein kollektives ‚Wir‘ spricht, verstärkt den Tatbestand noch: Es sind keine Einzelfälle, denen solch eine Behandlung widerfährt. Zudem hat diese schlechte gesellschaftliche Stellung der Verkäuferinnen auch Auswirkungen auf das Bild der *Neuen Frau*. Berufstätigkeit bedeutet bei weitem noch keine Selbstbestimmung und finanzielle Sicherheit. Anstelle dessen erweitert sich der Raum, in dem die Frau Ungerechtigkeiten allein aufgrund ihres Geschlechts erlebt, auf den Arbeitsmarkt und verschiedene Berufszweige aus. Dadurch treiben Illusion und Realität immer weiter auseinander, ohne dass eine Änderung im System möglich wäre. Sachs’ *Vorspiegelung falscher Tatsachen* präferiert die kurzzeitige Alltagsflucht, Kalékos Gedicht *Mannequins* begegnet der Situation mit schonungsloser Bestandaufnahme.

5. ‚Brauchbare‘ Dichtung? – Mascha Kaléko und Lessie Sachs als

Gebrauchsliteratur

Als einen „lyrische[n] Reporter‘ ihrer Zeit“⁶⁹, der in der „Sprache von *Großstadtspatzen*“⁷⁰ spricht, charakterisiert Wolfgang Menzel Mascha Kaléko und ihre Art zu dichten. Er umschreibt damit Kalékos großstädtische Themengebiete ebenso wie die Wortwahl in ihren Versen. In ihrer Eindeutigkeit „meinen [die Gedichte, L.S.], was sie sagen“.⁷¹ Kaléko bedient in diesem Stil die Programmatik der Strömung *Neue Sachlichkeit* mit dem Anspruch der realitätsnahen Abbildung und „Auseinandersetzung mit der urbanisierten und technisierten Lebenswelt“.⁷² Die Vertreter*innen der *Neuen Sachlichkeit* wollen sich vom

⁶³ Ostner 1997, S. 203.

⁶⁴ Vgl. ebd.

⁶⁵ DIS, S. 10.

⁶⁶ Ebd.

⁶⁷ Schöneich 2011, S. 246.

⁶⁸ Jutta Rosenkranz: Mascha Kaléko. Biografie, 2. Aufl. München 2013, S. 38.

⁶⁹ Wolfgang Menzel: Mascha Kaléko. In: Hans-Herbert Wintgens/Gerard Oppermann (Hg.): 1933: Verbrannte Bücher – Verbannte Autoren. Hildesheim 2006, S. 174-190; hier: S. 176.

⁷⁰ Ebd., S. 179. Der Begriff ‚Großstadtspatzen‘ spielt auf Kalékos späteres Gedicht Kein Neutöner (1968) an, welches im Gedichtband Das himmelgraue Poesie-Album veröffentlicht wurde.

⁷¹ Brittmacher 2006, S. 118.

⁷² Becker 2003, S. 193.

Expressionismus ebenso abgrenzen wie von jeder Form des Ästhetizismus. Stattdessen entstehen literarische Texte, die den Attributen „Nüchternheit, Präzision, [...] Beobachtung, Berichtform [und, L.S.] Funktionalisierung“⁷³ sowie „Anonymität, [...] Reserviertheit und [...] Oberflächlichkeit“⁷⁴ gerecht werden sollen. In diesem Zusammenhang gilt es für die gefühlsbetonte Gattung Lyrik ihre Legitimität zu beweisen. Von der literaturhistorisch geprägten, überhöhten „Seher- und Priesterrolle“⁷⁵ der Lyriker*innen muss sich dafür entschieden abgewandt werden:

Das neue Rollenbild bestimmt den Dichter zum Didaktiker und Beobachter, allenfalls zum Skeptiker und Zyniker. Erneut wird damit pathetischer Aufruf oder Imperativ abgelehnt, aber auch das immer noch auf breiter Basis gepflegte traditionelle Lyrikverständnis von Innerlichkeit und Empfindung, von Bildungsanspruch oder elitärem Sprachritual.⁷⁶

Die Antwort der Lyrik in neusächlich-ästhetischer Manier ist die sogenannte *Gebrauchslyrik*. Mit ihr erhält die Dichtung die nötige „funktionale Rolle“⁷⁷, inhaltlich überwiegen gesellschaftliche Themen, die insbesondere die Großstadt und deren Bewohner*innen betreffen. Die Literatur wagt damit in einem Demokratisierungsprozess den „Austritt aus der ästhetischen Enklave“⁷⁸ und öffnet sich der Masse. Das Gedicht findet seinen Platz in der Tageszeitung, der Schwerpunkt verlagert sich auf die Rezeptionsästhetik.⁷⁹

Gekonnt setzt Kaléko diese Anweisungen in ihrer Lyrik um, indem sie besonders nahbar in „Dialekt und Umgangssprache“⁸⁰ schreibt und ironisch mit Innerlichkeit bricht.⁸¹ Ihre Gedichte behandeln das Alltägliche, Sorgen stehen direkt neben positiven Empfindungen, wenn sie nicht sogar überwiegen.

Jene Merkmale lassen sich auch auf die Lyrik von Lessie Sachs übertragen. In einer Zeitungsrezension von 1931 wird sich explizit darauf bezogen: „Lessie Sachs hat sich der durch Kästner, Tucholsky u.a. modern gewordenen (...) Gebrauchslyrik verschrieben“.⁸² Außerdem ist beiden Dichterinnen – Kaléko wie Sachs – zu eigen, dass sie (scheinbar) politisch neutral bleiben. Zwar äußert sich Kaléko in ihren sozialkritischen Gedichten sozialpolitisch, ohne dabei aber konkreter zu werden. Sachs verzichte darauf, „ihre Lyrik politisch oder sozialpolitisch zu verbrämen“⁸³, wie es 1933 die *Berliner Börsen-Zeitung* formuliert. Damit lassen Sachs und auch Kaléko zudem eine moralische „Belehrung über die richtige, jene negative, bloß affirmative Haltung zur Welt“⁸⁴ in ihrer Lyrik außen vor. Politische Zustände erhalten den Status von „scheinbar unveränderlich[en] Gegebenheiten“.⁸⁵

Trotzdem fehlt es den Gedichten nicht an Reflexion, die durch den ironischen, zynischen Ton offengelegt wird. Dabei treten umso deutlicher die Missstände innerhalb der großstädtischen Gesellschaft hervor, die sowohl gesellschaftliche Ordnungen betreffen wie auch das Verhältnis zur Natur: „In ihrer Lyrik sprechen die Kinder der Stadt, die der Natur unwiderrufflich entfremdet sind, die aber auch im urbanen Milieu keine Kompensation ihrer Verluste zu finden vermögen“.⁸⁶

6. Schluss

„Man findet die Zeiten ein bißchen verdreht, / Und man fragt sich: wie wird das wohl enden?“⁸⁷, schließt die vorletzte Strophe in Mascha Kalékos *Chanson vom Montag*. In der Frage lassen sich Zukunftsängste

⁷³ Ebd., S. 187.

⁷⁴ Wolfgang Brylla: Lyrische Stadtbilder der Neuen Sachlichkeit. In: *Folia Germanica* 15 (2020), S. 19-30; hier: S. 25.

⁷⁵ Bayerdörfer 2001, S. 463.

⁷⁶ Ebd.; vgl. auch Schöneich 2011, S. 235: Die Dichtung erhält nunmehr den Charakterzug eines „Handwerk[s]“.

⁷⁷ Becker 2003, S. 207.

⁷⁸ Bayerdörfer 2001, S. 448.

⁷⁹ Vgl. Becker 2003, S. 208.

⁸⁰ Schöneich 2011, S. 235.

⁸¹ Vgl. ebd.

⁸² LG, S. 258.

⁸³ Ebd., S. 266.

⁸⁴ Ostner 1997, S. 202.

⁸⁵ Schöneich 2011, S. 235.

⁸⁶ Brittmacher 2006, S. 120.

⁸⁷ DIS, S. 9.

und Unsicherheiten bzgl. der weiteren Entwicklung erkennen. Der Fortgang des Montagabends, der Arbeitswoche, des Angestelltenlebens, der Verlauf des Lebens in der Großstadt, wenn nicht sogar der gesamten Weimarer Republik, wird auf den Prüfstand gestellt und hinterfragt. In dieser prekären Atmosphäre entstand die Grundlage dieser Arbeit: die Gedichte von Mascha Kaléko und Lessie Sachs Ende der 1920er und Anfang der 1930er Jahre.

Durch die Auswahl der Gedichte in der vorliegenden Arbeit konnten die Ähnlichkeiten und Unterschiede der beiden Dichterinnen hinsichtlich der Großstadt-Thematik dargelegt und die verschiedenen Aspekte des alltäglichen Lebens in der Weimarer Republik herausgearbeitet werden. Die Gedichte Kalékos und Sachs' zeichnen zum einen soziale Großstadtskizzen des (Angestellten-)Lebens, welche in vielfacher Hinsicht die eingeschränkten Handlungsmöglichkeiten der Angestelltenmasse verdeutlichen sowie die prekäre finanzielle Lage (durch die Weltwirtschaftskrise) thematisieren. Zum anderen verhandeln beide Lyrikerinnen das Verhältnis zwischen der Großstadt und Natur als zwei konträre Räume, die sich ineinander auflösen: Die Natur findet in der Großstadt keinen Platz, um sich zu entfalten und alles Natürliche wird zu einer künstlichen Kulisse. Ein immer wieder mitschwingender sozialkritischer Ansatz lässt sich vor allem in Kalékos und Sachs' Darstellungen der *Neuen Frau* finden. Das Phänomen der *Neuen Frau* wird durch die Beschreibung der *Mannequins* geradezu negiert, da es für Frauen zwar möglich wird, einen Beruf auszuüben, dieser aber keine Gleichberechtigung oder Selbstbestimmung, sondern eine Herabwürdigung bedeutet. Sachs' Gedicht *Vorspiegelung falscher Tatsachen* greift zudem die Gegebenheit innerhalb der Gesellschaft auf, die zwischen dem idealisierten, wohlhabenden Leben und dem daneben glanzlos wirkenden Alltag des Mittelstandes unterscheidet.

Mascha Kaléko und Lessie Sachs verfügen über einen ähnlichen Stil des Dichtens. Dabei ist es der ironische Bruch mit Idealen, wie z.B. eine (imaginierte) Aufhebung der Geschlechterhierarchie durch das Phänomen der *Neuen Frau* oder die Großstadt als „Glitzerwelt“⁸⁸, der ihre Lyrik ebenso prägt, wie eine unmittelbar daneben auftretende schonungslose Ehrlichkeit und Bestandsaufnahme ihrer Zeit. Beide bedienen sich hierfür einer Sprache, derer es – ihrer Eindeutigkeit wegen – nur wenig Interpretation bedarf. Mit Lessie Sachs findet sich neben Mascha Kaléko eine Dichterin in der Weimarer Republik, die es versteht, das Alltagsleben in der Großstadt mit all seinen Schwierigkeiten zu erfassen und die somit einen Beitrag als *Gebrauchslyrikerin* leistet, der Beachtung verdient.

7. Literatur

Primärliteratur

Kaléko, Mascha. Das lyrische Stenogrammheft. Kleines Lesebuch für Große, 43. Aufl. Hamburg 2021.
Sachs, Lessie: Das launische Gehirn. Lyrik und Kurzprosa, hg. und mit einem Nachwort von Jürgen Krämer und Christiana Puschak. Berlin 2019.

Sekundärliteratur

Bayerdörfer, Hans-Peter: Weimarer Republik. In: Walter Hinderer (Hg.): Geschichte der deutschen Lyrik vom Mittelalter bis zur Gegenwart, 2., erweiterte Aufl. Würzburg 2001, S. 439-476.

Becker, Sabina: „...zu den Problemen der Realität zugelassen“. Autorinnen der Neuen Sachlichkeit. In: Walter Fähnders/Helga Karrenbrock (Hg.): Autorinnen der Weimarer Republik. Bielefeld 2003, S. 187-214.

Boa, Elizabeth: The New Woman as Satirist or Butt of Satire. In: Oxford German Studies 46 (2017), H. 1, S. 25-41.

Brittmacher, Hans Richard: „Auf meinem Herzen geh ich durch die Straßen“. Die Berliner Lyrik Mascha Kalékos. In: Matthias Harder/Almut Hille (Hg.): „Weltfabrik Berlin“. Eine Metropole als Sujet der Literatur. Studien zu Literatur und Landeskunde. Würzburg 2006, S. 115-128.

⁸⁸ Brittmacher 2006, S. 120.

- Brylla, Wolfgang: Lyrische Stadtbilder der Neuen Sachlichkeit. In: *Folia Germanica* 15 (2020), S. 19-30.
- Fruchtman, Ruth: Mascha Kaléko. In: Britta Jürgs (Hg.): *Leider hab ich's Fliegen ganz verlernt. Portraits von Künstlerinnen und Schriftstellerinnen der Neuen Sachlichkeit*. Berlin 2000, S. 140-161.
- Göbel, Helmut: „In der Asphaltstadt bin ich daheim“. Die große Stadt in der Lyrik des 20. Jahrhunderts. In: *Text + Kritik Lyrik des 20. Jahrhunderts* (1999), S. 155-174.
- Korte, Herrmann: Energie der Brüche. Ein diachroner Blick auf die Lyrik des 20. Jahrhunderts und ihre Zäsuren. In: *Text + Kritik Lyrik des 20. Jahrhunderts* (1999), S. 63-106.
- Menzel, Wolfgang: Mascha Kaléko. In: Hans-Herbert Wintgens/Gerard Oppermann (Hg.): *1933: Verbrannte Bücher – Verbannte Autoren*. Hildesheim 2006, S. 174-190.
- Ostner, Ilona: Mascha Kaléko. Gedichte. In: Wilfried Barner (Hg.): *Querlektüren. Weltliteratur zwischen den Disziplinen*. Göttingen 1997, S. 187-208.
- Riha, Karl: *Deutsche Großstadtlyrik. Eine Einführung*. München/Zürich 1983.
- Rosenkranz, Jutta: *Mascha Kaléko. Biografie*, 2. Aufl. München 2013.
- Schöneich, Juliane: Mascha Kaléko und die Grenzen der Neuen Frau. In: Sarah Guddat/Sabine Hastedt (Hg.): *Geschlechterbilder im Wandel? Das Werk deutschsprachiger Schriftstellerinnen 1894-1945*. Frankfurt a.M. u.a. 2011, S. 225-252.
- Schoppmann, Claudia: Lessie Sachs. In: ders. (Hg.): *Im Fluchtgepäck die Sprache. Deutsche Schriftstellerinnen im Exil*. Berlin 1991, S. 101-109

Die besondere Zeitstruktur in Ludwig Tiecks *Des Lebens Überfluß* und das Motiv der Unendlichkeit*

Sidney Lazerus

Immer muß alles echte Wissen, alles Kunstwerk und gründliche Denken in einen Kreis zusammenschlagen und Anfang und Ende in-
nigst vereinigen, wie die Schlange, die sich in den Schwanz beißt.¹

1. Einleitung

Heinrich, einer der Protagonisten in Ludwig Tiecks *Des Lebens Überfluß*, führt schon zu Beginn der Novelle dieses „Sinnbild der Ewigkeit“ an, das er mit dem Verstand und allem Richtigen verbindet (TU, S. 6). Mit seiner Frau Clara lebt er gesellschaftlich isoliert und verarmt in einer gemieteten Dachkammer, da ihre Liebe und Ehe aufgrund ihres Standesunterschiedes nicht erwünscht ist. Ihr Tagesablauf ist erwartbar abwechslungslos, entspricht dem im Zitat angedeuteten Bild der Wiederkehr, sodass sich die Frage stellt, welchen Einfluss die ereignislos anmutende Handlung auf die Wirkung der Zeit hat.

Grundsätzlich scheint die Kategorie der Zeit in Tiecks Novelle zentral und außergewöhnlich gestaltet zu sein, so fällt zum Beispiel die von Beginn an stark anachronische Ordnung auf. Daher halte ich es für bedeutsam, den Umgang mit der Zeit sowie ihre Vermittlung in Tiecks Text mithilfe eines *close readings* näher zu untersuchen. Ich möchte die übergeordnete These aufstellen und versuchen zu untermauern, dass sich bei der Zeitgestaltung der Novelle eine implizite Ordnung, v.a. in Hinblick auf das Zyklische, entdecken lässt.

In der Forschung wird die besondere Zeitstruktur der Novelle zwar häufig aufgegriffen, aber vor allem das Zyklische und auch Symbolische der Zeit wird meist nur punktuell beleuchtet. Bei der Zeit kann man zwischen einem objektiven und einem subjektiven Verständnis differenzieren, nach welcher Unterscheidung ich die folgende Untersuchung einteile. Ersteres ist messbar und z.B. an Veränderungen in der Natur sichtbar, während eine subjektive Zeit individuell im menschlichen Bewusstsein erlebt wird.² Im Folgenden werde ich zunächst untersuchen, wie die dargestellte Zeit auf die Leser:innen und auf die Figuren wirkt, Letzteres gestützt auf die expliziten Äußerungen der Figuren oder des Erzählers zu ihrem Zeiterleben. Anschließend gehe ich auf die Textstellen ein, die auf das objektive Zeitvergehen und darüber hinaus auf das Motiv der Unendlichkeit hindeuten. Zudem soll hier beleuchtet werden, was die Zeit in *Des Lebens Überfluß* symbolisiert und welches Wirkungspotential diese Motive tragen. Abschließend thematisiere ich außerdem den Einfluss des Raumes auf die Zeitwahrnehmung der Figuren sowie der Leser:innen.

2. Die subjektive Zeit in der Novelle

2.1 Wie wirkt die dargestellte Zeit in Tiecks Novelle auf die Leser:innen?

Während der Lektüre scheint es so, wie auch Imke Meyer sagt, dass die Zeit in der Novelle nahezu stillsteht.³ Dieser Anschein werde bei den Leser:innen dadurch bewirkt, dass der Tagesablauf der Protagonisten sehr abwechslungslos beschrieben werde und auch die Anzeichen des Vergehens der Zeit,

* Der Beitrag ist die gekürzte Fassung einer Hausarbeit, die im Wintersemester 2022/23 im Rahmen des Aufbau-seminars „Novellen des 19. Jahrhunderts“ verfasst wurde.

¹ Ludwig Tieck (1839): *Des Lebens Überfluß*. Novelle. Stuttgart 1981, S. 6. Die Ausgabe wird im folgenden Fließtext zitiert unter Verwendung der Sigle ‚TU‘.

² Vgl. Wolfgang Hilber (Hg.): *Lexikon der Philosophie*. Erfstadt 2006, S. 429.

³ Vgl. Imke Meyer: *Ludwig Tiecks „Des Lebens Überfluß“*. Zur Dekomposition eines narrativen Zeit-Raumes. In: Seminar 37/3 (2001), S. 189–208, hier S. 195.

wie der Wechsel von Tag zu Nacht, sehr monoton gestaltet seien.⁴ Meyer spricht von einer „geschichtsfreien Zeit“, die eher als Pause erscheint und daher kaum wahrgenommen werden kann.⁵ Auffällig ist, dass am Anfang der Novelle ein einziger Tag über etwa zwölf Seiten geschildert wird, der zweite über acht und der dritte über etwa sechs Seiten, d.h., es gibt zunehmend stärkere Raffungen der erzählten Zeit, die teilweise durch iterative Formeln markiert sind: „So vergingen den Vereinsamten, Verarmten und doch Glücklichen Tage und Wochen“ (TU, S. 43). Diese Beschleunigung der Erzählgeschwindigkeit setzt mit dem Zersägen des Geländers durch Heinrich ein, denn an diesem Tag gibt es eine explizit hervorgehobene Unterbrechung des gewöhnlichen Tagesablaufs: „An diesem merkwürdigen Tage waren Mittagsmahl und Frühstück zusammengeflossen. Der Mittagstisch war heute viel anders als gestern und vorgestern“ (TU, S. 27).⁶ Sowohl erzähltechnisch durch den Wechsel zwischen Szenen und Raffungen als auch inhaltlich durch die Streitentwicklung mit dem Vermieter zum Ende wird das Erzähltempo weiter beschleunigt.

Die zu Beginn der Novelle lange Zeitdeckung, die insbesondere durch die zahlreichen Dialoge der Figuren bewirkt wird, hat aber offenbar eine anhaltende Wirkung einer dominant schleichenden Erzählgeschwindigkeit und führt dazu, dass jegliche Abweichung von dem anfangs beschriebenen Ablauf des Tages einen Erwartungsbruch darstellt. Als Leser:in kann man ferner den Eindruck bekommen, dass nicht alles, was erzählt wird, zum Fortgang des Geschehens beiträgt. Dies deutet Tieck schon in seinem Novellenbegriff an, so zeichne sich eine Novelle dadurch aus, dass sie sich „ganz in Darstellung auch von Nebensachen verlier[t]“.⁷ Nach Meyer leben die Protagonisten in einem durch die Handlung fast nicht strukturierten „Zeit-Raum“.⁸ Allerdings kann auch die Wiederholung des Gleichen strukturierend wirken, so kehren bestimmte, offenbar gewohnheitsmäßige Rituale, wie die Umarmung nach den Mahlzeiten oder einem Gespräch wieder (TU, S. 8, 11, 19). Dennoch bleibt unbestreitbar eine, vielleicht auch intendierte, Ambivalenz der Zeitstruktur, wie zu zeigen sein wird, weshalb meine oben genannte These als vorsichtige zu betrachten ist.

Der Effekt eines Zeitstillstands bei den Leser:innen kann weiterhin dadurch bewirkt werden, dass Heinrich wiederholt hervorhebt, mit seiner Frau im gegenwärtigen Moment leben zu wollen, um vollständig präsent zu sein, ganz nach dem Motto „Carpe diem“ (TU, S. 30). Auch durch die idyllische, harmonische Stimmung, die wesentlich durch die Dialoge des Liebespaares erzeugt wird, erscheint die Zeit als ewig. Leonhard Fuest spricht von einem „präzivilisatorischen, goldenen Zeitalter“,⁹ in dem die beiden ihr Dasein verbringen. Die Romantik, der die Novelle zuzuordnen ist, zeichne sich durch eine Abwendung von der modernen Zivilisation und einer Hinwendung zur Natur des Menschen und zu vergangenen Zeiten aus,¹⁰ die hier augenfällig wird. Weiterhin erkennt man bei Tieck, so Rosemarie Hellge-Keller, häufig das Verständnis der „Weltschöpfung als den Fall aus dem Paradies in die Zeit“,¹¹ d.h., offenbar begreift Tieck das Paradies, in dem auch die Figuren hier nach Heinrich leben (TU, S. 5), als *zeitlos*. Nach Tieck gehört die Liebe zu den wenigen Dingen, die ewig sind, stellt Manfred Frank in seinem Werk *Das Problem 'Zeit' in der deutschen Romantik* fest, und v.a. Tiecks Dichtung zeichne sich durch eine Sehnsucht nach der Unendlichkeit aus.¹² In seinen Texten werde die kontinuierliche Zeit konstant negativ gesehen, die Zeit als „Kristallisation“, d.h. die in retardierenden, statischen Motiven auftretende

⁴ Vgl. ebd., S. 194.

⁵ Vgl. ebd., S. 205.

⁶ (Die Unterbrechung des gewöhnlichen Tagesablaufes beginnt schon auf S. 24).

⁷ Ludwig Tieck: Vorbericht. In: Ludwig Tiecks Schriften. Bd. XI. Berlin 1829; zit. nach Polheim 1970, S. 74f.

⁸ Vgl. Meyer: Dekomposition, S. 190.

⁹ Leonhard Fuest: Die Ironie des Müßiggangs. Ludwig Tiecks „Des Lebens Überfluß“. In: Ulrich Wergin (Hg.): Romantik. Mythos und Moderne. Würzburg 2013, S. 213–223, hier S. 215.

¹⁰ Vgl. Inge Stephan: Kunststepoche. In: Beutin, Wolfgang u.a.: Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 7. erw. Auflage. Stuttgart 2008, S. 182–230, hier S. 202.

¹¹ Rosemarie Hellge-Keller: Motive und Motivstrukturen bei Ludwig Tieck. Göttinger Arbeiten zur Germanistik 123. Diss. Göttingen 1974, S. 47.

¹² Vgl. Manfred Frank: Das Problem „Zeit“ in der deutschen Romantik: Zeitbewußtsein und Bewußtsein von Zeitlichkeit in der frühromantischen Philosophie und in Tiecks Dichtung. München 1972, S. 239.

Zeit, dagegen aufgewertet,¹³ was auch dem Eindruck der Leser:innen der Novelle entspricht. Durch die subjektive Zeitaufhebung werde der Weg für ersehnte Erfahrungen, bspw. der Liebe, frei.¹⁴ Zu positiven „Zeit-Erfahrung[en]“ werden diese aber erst, weil „die Präsenz der Zeit hier in die Präsenz einer ewigen Dauer aufgelöst ist“.¹⁵ Die Wirkung eines Zeitstillstandes kommt demnach auch dadurch zustande, dass das Liebespaar sich mit ihrer Liebe scheinbar genügt, sodass sie die ewige Wiederholung der Tagesabläufe nicht stört. Sie scheinen sich nichts über ihr Liebesglück hinaus zu wünschen (TU, S. 31, 43). Widersprüchlich ist, dass die dynamische Zeit am Ende doch positiv gewertet wird. Die Zeit außerhalb der Dachkammer der Protagonisten ist kontinuierlich weitergelaufen,¹⁶ sodass Andreas Vandelmeer das von Heinrich geschriebene Kapitel in Indien über die Zeit zu Geld machen konnte (TU, S. 61). Analog zum *Blonden Eckbert*, in dem sich die innere Zeit durch die Wiederholung des Gleichen konstituiert und so der Eindruck eines Stillstandes entsteht, und die äußere Zeit als Veränderung wirkt,¹⁷ erkennt man die gleiche Beobachtung in *Des Lebens Überfluß*. Insgesamt scheint die Wirkung einer außer Kraft gesetzten Zeit primär dadurch zustande zu kommen, dass Zeit mit einer Veränderung assoziiert wird, sodass diese Auffassung mit einer Wiederkehr von immer Gleichem nicht kompatibel ist.

2.2 Wie wird die Zeit von den Figuren wahrgenommen?

Belangvoll ist in Hinblick auf die Zeitwahrnehmung der Figuren zunächst Heinrichs Lesen seines Tagebuchs, denn er studiert es rückwärts, von hinten nach vorne (TU, S. 6). Schnell fällt auf, dass sich das durch mehrere Analepsen gestaltete Vorlesen vergangener Ereignisse sowie auch das Austauschen von Erinnerungen mit Clara konträr zu der *Carpe-diem-Maxime* verhält. Die Figuren lassen so den gegenwärtigen Augenblick überschatten, um, so Helmut Bachmaier, die Gegenwart durch das Aufleben der Vergangenheit zu vergessen.¹⁸ Nach Meyer sieht Heinrich dadurch, dass er keine Möglichkeit hat, sein Tagebuch fortzuschreiben, in seiner Geschichte ein erreichtes Ende, weshalb die Figuren in einem „Zeitvakuum“ leben,¹⁹ was mit Bachmaiers These harmoniert. Sie kann weiter durch die von Heinrich verwendeten Formeln gestützt werden, so reicht er, als er die Treppe abbaut, der alten Amme Christine die Hand zum „ewigen Abschied“, da die Treppe sie „niemals wieder“ miteinander verbinden werde (TU, S. 47). Auch sieht er ihr „Schicksal auf [ihre] Lebenszeit bestimmt“ (TU, S. 4). Die Vorstellung eines erreichten Endpunkts passt zu dem eingangs angesprochenen Sinnbild des Kreises, da das Ende des Tagebuchs sich offenbar mit dem Anfang „innigst vereinigen“ soll. Das Rückwärtslesen der Tagebucheinträge verlaufe „gegenläufig zum Nacheinander im Zeitstrom“, anachronisch zum objektiven Ablauf der Vorgeschichte, und werde dadurch selbst einer Bewegung, einem „zeitlichen Nacheinander“ unterworfen.²⁰

Dennoch gibt es auch Zukunftsbezüge seitens der Figuren. So äußert Clara wiederholt Zweifel in Bezug auf das Ausgehen des Holzes (TU, S. 17, 23, 30) und die Sorge, dass die Zukunft doch irgendwann einmal in ihre Gegenwart hineinrücken werde (TU, S. 48). Ihr scheint bewusst zu sein, dass Zeit vergeht. Während Heinrich mit der Vergangenheit noch nicht ganz abgeschlossen zu haben scheint, blickt Clara eher voraus in die Zukunft. Die Analepsen und Vorausdeutungen sind an den Wahrnehmungshorizont der Figuren gebunden, sodass sie die Abweichung von ihrem Lebensmotto „Lebe im Moment“ in der Gegenwart anscheinend nicht bewusst wahrnehmen, während Heinrich die Vergangenheit mit der Lektüre seines Tagebuches demgegenüber sehr intensiv reflektiert. Claras Zukunftsorgen hält Heinrich für überflüssig, da „die Geschichte [ihrer] Tage“ (TU, S. 12) sowieso zu Ende sei. Nach ihm kann man schon nicht vollständig präsent im Moment leben, wenn man gar an ein „mögliches Morgen“ denkt.

¹³ Vgl. Hellge-Keller: *Motive*, S. 45.

¹⁴ Vgl. ebd.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Vgl. auch Meyer: *Dekomposition*, S. 205f.

¹⁷ Vgl. Hellge-Keller: *Motive*, S. 48.

¹⁸ Vgl. Helmut Bachmaier: *Nachwort*. In: Ludwig Tieck: *Des Lebens Überfluß*. Novelle. Stuttgart 1981, S. 67–79, hier S. 75.

¹⁹ Vgl. Meyer: *Dekomposition*, S. 195.

²⁰ Vgl. Bachmaier: *Nachwort*, S. 74.

Wenn das überdies mit Sorgen und Zweifel geschehe, sei man gänzlich verloren (TU, S. 30f.). „Wir kommen nur zum Bewußtsein der Gegenwart, wir können nur leben und glücklich sein, wenn wir uns ganz in diese stürzen“ (TU, S. 31). Dennoch scheint auch Heinrich einen gewissen Zukunftshorizont zu sehen: „Diese Monologe belehren mich schon jetzt über mich selbst, wieviel mehr müssen sie es künftig in meinem Alter tun“ (TU, S. 10).

Die Figuren orientieren sich bei ihrer Zeitmessung offenbar an den natürlichen Zyklen der Natur, so an dem Übergang von Tag zu Nacht, an der Helligkeit und Dunkelheit sowie an den Jahreszeiten. Mithilfe der Analepsen werden alle Jahreszeiten thematisiert, auch wenn die Novelle nur im Winter spielt. Die Jahreszeit des Herbstes wird zwar nicht explizit genannt, aber Heinrich datiert die Abreise des Vermieters auf die Zeit um Michaelis (TU, S. 48), ein Gedenktag zum Herbstanfang. Die Figuren scheinen die Zeit demnach auch an den Festtagen zu messen, so werden darüber hinaus Weihnachten und Ostern genannt (TU, S. 4, 48). Primär aber werden der Frühling und der Sommer, die sehnsüchtig erwartet werden, thematisiert (TU, S. 43f., 47f.), und durch iterative, rückblickende Passagen noch betont: „In den ersten Tagen des Sommers [...] rissen sie [...] schnell die Fenster auf [...]. Sie lachten jedesmal“ (TU, S. 29). Dieses Ersehnen passt ebenfalls nicht zum erwähnten Lebensmotto Heinrichs. Nach Frank ist die Sehnsucht etwas, das die Gegenwart verdirbt und das nach Tieck meist unbewusst ist.²¹ Er spricht von einem „präreflexive[n] Bewußtsein“.²² Durch die Sehnsucht Heinrichs und Claras, die mit dem Blick aus dem Fenster einhergeht, wird hier ggf. unbewusst von den Figuren „die Zukunft aufgeschlossen“.²³ Diese Sehnsucht, ein Gefühl endloser Suche, das oft mit der Romantik verbunden wird,²⁴ die hier offenbar bei Beobachtung des zeitlichen Wechsels in der Natur ausgelöst wird, kann, so meine These, als Sehnsucht nach der Unendlichkeit gedeutet werden, die demnach auch Einfluss auf das Zeitverständnis der Figuren nimmt. Clara und Heinrich aber sind nur „Zuschauende[]“ einer äußeren ewigen Geschichte, so beobachten sie z.B. die Wiederkehr der Schwalben im Sommer (TU, S. 29f.). Die Erinnerung ist der Vergangenheit, die Sehnsucht der Zukunft zugeordnet. Nach Frank drücken diese „Bewusstseinsmodi“ lediglich die Sehnsucht des Subjekts nach der Unendlichkeit aus.²⁵ Somit ist das Problem der Zeit, das zunächst, dadurch dass die Protagonist:innen scheinbar in der Gegenwart und in einem von dem Gefühl ihrer innigen Liebe und Idylle geprägten „Erlebnisraum“²⁶ leben, aufgelöst scheint, doch nicht überwunden. Dies steht im Widerspruch zu Beschreibungen des Erzählers: „[D]iese jungen Eheleute entbehrten nichts im Gefühle ihres Glücks“ (TU, S. 31), oder: „im Bewußtsein ihrer Liebe war keine Entbehrung“, da sie „alles über der Gegenwart und dem Augenblick vergessen konnten“ (TU, S. 43). „Ahndung und Erinnerung“ konstituieren nach Hellge-Keller „die emotionalen und individuellen Kategorien subjektiver Zeitwahrnehmung“ und sind notwendig, um die Kontinuität der Zeit im subjektiven Bewusstsein aufzuheben.²⁷

Hilfreich ist an dieser Stelle ein kurzer Blick auf den geschichtlichen Kontext. Im 18. und 19. Jahrhundert dominierte in den Städten schon die künstliche Gliederung der Zeit durch Uhren und sie wurde durch die Industrialisierung zunehmend ökonomisiert, was zu dem Eindruck einer Beschleunigung, Zeitknappheit und bewussten Dynamik führte.²⁸ Die Zeit wurde zu einer „bedrängenden Instanz“, die Uhr als Zeitmesser zum Symbol der Vergänglichkeit.²⁹ Der größte Bevölkerungsanteil aber lebte auf dem Land, wo noch traditionelle Zeitstrukturen herrschten.³⁰ Das Paar in Tiecks Novelle lebt zwar in einem Haus in einer recht stark bevölkerten Vorstadt (TU, S. 3), orientiert sich aber aufgrund ihrer

²¹ Vgl. Frank: Problem Zeit, S. 245.

²² Ebd.

²³ Ebd.

²⁴ Vgl. Dirk von Petersdorff: Romantik: Eine Einführung. Klostermann Rote Reihe 126. Frankfurt am Main 2020, S. 25.

²⁵ Vgl. Frank: Problem Zeit, S. 20.

²⁶ Hellge-Keller: Motive, S. 52.

²⁷ Vgl. ebd., S. 57f., 61.

²⁸ Vgl. Peter Dinzelbacher (Hg.): Europäische Mentalitätsgeschichte: Hauptthemen in Einzeldarstellungen. Stuttgart 1993, S. 623, 650–655.

²⁹ Vgl. ebd., S. 653.

³⁰ Vgl. ebd., S. 650.

Abgeschiedenheit ebenfalls an den natürlichen Zeitrhythmen. Die Epoche der Romantik zeichnet sich durch das Bedürfnis aus, „das Entschwindene bewahren“ zu wollen.³¹ Dies passt zu der Wiederbelebung der Erinnerungen Heinrichs und Claras. Als Leser:in hat man dadurch, wie angesprochen, den Eindruck einer *Entschleunigung* der Zeit. Die sich fortsetzende Zeit stellt bei Tieck häufig eine Bedrohung für seine Figuren dar, eine „tragische Bindung an eine [unbarmherzige] Bewegung, die nicht [ihrer] Seelenzeit entspricht“³². Die Erinnerung vermag daher vorübergehend „das Flüchtige zu konservieren“ sowie Räume zu öffnen, die vom Fortlauf der Zeit ausgegrenzt seien.³³ Somit kann v.a. das Tagebuch als Bewahrer der Zeit gelten, denn während Schrift beständig ist, ist die Sprache, d.h. auch die Dialoge der Figuren in der erzählten Gegenwart, nur vorübergehend existent. Nach Clara leben sie eigentlich ein Märchen (TU, S. 48), das stets im Vergangenheitstempus geschrieben ist.³⁴ Laut Hellge-Keller ist der ganze Bereich des Märchens durch den Eindruck einer subjektiven Zeiterstarrung ausgezeichnet.³⁵

Die Zeit in der Novelle wirkt, so die Erkenntnis dieses Kapitels, traumähnlich bzw. zeitlos, da die drei Modi offenbar unbewusst von den Figuren *vermischt* werden: „So verwirrt sich im Traume alles durcheinander, frühere Zeit und gegenwärtige, Nähe und Ferne“ (TU, S. 38). Fuest erwähnt das Motiv der „romantischen Dämmerung“, das mit einer Traumähnlichkeit verbunden werden kann.³⁶ In diesem „Schlummer“ ließe sich das Rätsel des Daseins bewahren,³⁷ was ebenfalls als Sehnsucht nach der Ewigkeit verstanden werden kann, denn im Traum sind die Gesetze von Raum und Zeit aufgehoben. Frank spricht von einem Widerstreit zwischen einem Bewusstsein von Zeit und einer Zeitverdrängung in Tiecks Texten,³⁸ der nach den vorangegangenen Überlegungen bestätigt werden kann. Die Figuren scheinen eine ambivalente Zeitwahrnehmung zu haben – erkennbar an der Spannung zwischen dem nach ihnen idealen, die Gegenwart fokussierenden und ihrem tatsächlichen Verhältnis zur Zeit – die auf die Sehnsucht nach der Unendlichkeit hinweist.

3. Das Vergehen der objektiven Zeit – das Zyklische und Symbolische

3.1 Die Bedeutung des Kreises

Es lassen sich neben den vom Erzähler eingeführten Raffungen bzw. Ellipsen inhaltliche Hinweise auf das Vergehen der objektiven Zeit erkennen, die eher im Hintergrund angesiedelt sind. Zu Anfang, an dem es auf der Handlungsebene der Figuren gleichförmig bleibt, kann man das Vergehen der Zeit als Leser:in fast ausschließlich an den vom Erzähler beschriebenen Mahlzeiten sowie an der Helligkeit bzw. Dunkelheit draußen, die den Wechsel von Tag zu Nacht anzeigt, erfassen (TU, S. 17, 23, 28, 30). Auch Anzeichen der Jahreszeiten lassen sich als natürliche Rhythmen erkennen. Die Zeit wird seit jeher mit der Veränderung verknüpft, so wurde schon in der Antike zur Veranschaulichung des Verlaufs der Zeit das Bild eines Kreises verwendet.³⁹ Auch Heinrich rückt schon zu Beginn der Novelle das Sinnbild der Schlange als Kreissymbol in den Mittelpunkt. Durch die *in medias res* beginnende aufbauende Analepse ist die Novelle selbst formal zyklisch gestaltet, da sie mit dem Ende Februar stattgefundenen Tumult beginnt (TU, S. 4), der auch den Endpunkt darstellt, d.h. am Ende in die Gegenwart hinein rückt (TU, S. 56). „Sinnhaftigkeit wird also mit Hilfe eines Zirkelschlusses konstruiert“.⁴⁰ Schon in einer der vielen Definitionen der Gattung ist die Novelle als eine „zyklisch angelegte Kurzform offenen Erzählens mit

³¹ Vgl. ebd., S. 659.

³² Hellge-Keller: Motive, S. 46.

³³ Vgl. ebd., S. 58f.

³⁴ Vgl. Meyer: Dekomposition, S. 199f.

³⁵ Vgl. Hellge-Keller: Motive, S. 64.

³⁶ Vgl. Fuest: Ironie, S. 218.

³⁷ Vgl. ebd.

³⁸ Vgl. Frank: Problem Zeit, S. 253.

³⁹ Vgl. Hilber: Lexikon, S. 429.

⁴⁰ Meyer: Dekomposition, S. 204.

betontem Geschehnismoment⁴¹ bestimmt. Man erkennt demnach motivisch wie strukturell etwas Unendliches, das mit der Kreisform einhergeht, in Tiecks Novelle.

Weiterhin taucht das Symbol der Eisblume auf, die die Jahreszeit des Winters anzeigt. Die Protagonisten bestaunen die „mannigfaltigen“ Formen der Blätter und Clara scheint es so, als wenn die Blätter noch während ihres Gesprächs nachwachsen (TU, S. 9). Heinrich fragt sich offenbar fasziniert, „ob diese Blumen und Blätter nach gewissen Regeln wiederkehren oder sich phantastisch immer neu verwandeln“ (ebd.). Während Fuest die Eisblumen als ein „müßig-ironisches Imaginieren“⁴² deutet, spricht Béatrice Dumiche von einer „symbolischen Autonomie“⁴³ des Tieck'schen Textes und betrachtet die Eisblumen als Symbol für die sinnliche Vermittlung einer ideellen Gesetzmäßigkeit, die sich als solche immer wieder dekonstruiert, denn sie bezeichnet geradezu den Selbstbezug einer Subjektivität, deren Existenz ungesichert und ungewiß ist und sich nur als labile Zeitweiligkeit vermittelt.⁴⁴

Dumiche vergleicht die Eisblumen mit der reflexiven Rolle des Textes, der sich selbst je nach Interpretation des Lesers wandelt,⁴⁵ was auf das große Wirkungspotential des Textes hindeutet. Die Eisblumen können plausibel als Symbol für die flüchtige Gegenwart, die sich nur im aktuellen Augenblick, z.B. im Dialog, für ein Subjekt offenbart, bevor sie zur Vergangenheit wird, gedeutet werden. Sie zeigen zwar eine „Spur eines Gewesenen“ an, aber keine Wiederkehr einer objektiven Gesetzmäßigkeit.⁴⁶ Auch Heinrich meint, man solle den gegenwärtigen Augenblick als einen genießen, der sich so *niemals* wiederholt (TU, S. 30). Während die Eisblume keine Wiederkehr versinnbildlicht, aber als weiterer Hinweis auf die Sehnsucht nach dem Ewigen dienen kann, sind andere Blumenmotive durchaus mit einer Zirkularität zu verknüpfen. So hat Clara Tulpen sowie Hyazinthen angepflanzt, die einen Ausblick auf den Frühling geben (TU, S. 44). Blumen zeigen durch ihr Blühen und Verwelken anschaulich das Vergehen der Zeit an. So stellt die aus dem Orient kommende Hyazinthe ein „Sinnbild für das jährliche Wiedererwachen in der Natur“⁴⁷ dar. Außerdem wird sie mit dem Göttlichen verbunden und hat einen fast narkotisch intensiven Duft,⁴⁸ der die Jahreszeit des Frühlings demnach über den unmittelbarsten Sinn ankündigt. Hier lässt sich verständlicherweise eine zukunfts-gewisse Prolepse bemerken (TU, S. 43f.), denn die Jahreszeiten kehren jedes Jahr aufgrund des natürlichen Zyklus wieder. Die Tulpe demgegenüber steht als bedeutendes Vanitas-Symbol für die Vergänglichkeit alles Irdischen.⁴⁹ Sie wurde aber auch „Geheimnis des Ewigen“, „Traum der Glückseligkeit“ oder „Elixier der Liebe“ genannt und galt seit jeher als Symbol für die Auferstehung nach dem Tode.⁵⁰ Während die eine Blume für das Ewige steht, steht die andere eher für das Endliche und beide können mit dem ambivalenten Zeitempfinden der Figuren verknüpft werden. Auch ein Bezug auf den natürlichen Kreislauf des menschlichen Lebens lässt sich finden, nach dem Tod bleibe dem Menschen noch die Seele, wie Heinrich aus seinem Tagebuch vorliest (TU, S. 7). Auch in der Seele, die in der Romantik einen hohen Stellenwert hatte,⁵¹ lässt sich das Motiv der Unendlichkeit erfassen. Alexander Robert Phillips stellt die folgende These auf: „self-cannibalism [is] a vehicle for escaping the outside world“⁵². Diese phantastische Utopie sei in Tiecks Novelle zu erkennen, denn so würde der Körper der Abhängigkeit von externem Material entkommen

⁴¹ Horst Thomé / Winfried Wehle: Novelle. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Hg. v. Harald Fricke u.a. Bd. 2. Berlin, New York 2000, S. 725–731, hier S. 725.

⁴² Fuest: Ironie, S. 215.

⁴³ Béatrice Dumiche: Shakespeare contra Goethe : Tiecks Verständnis des modernen Volksdichters in seiner Abhandlung über "Shakespeares Behandlung des Wunderbaren" und "Des Lebens Überfluss". In: Dumiche, Béatrice (Hg.): Shakespeare und kein Ende? Beiträge zur Shakespeare - Rezeption in Deutschland und in Frankreich vom 18. bis 20. Jahrhundert. Bonn 2012, S. 51–80, hier S. 63.

⁴⁴ Ebd., S. 72.

⁴⁵ Vgl. ebd.

⁴⁶ Vgl. ebd., S. 73.

⁴⁷ Marina Heilmeyer: Die Sprache der Blumen: Pflanzen und ihre symbolische Bedeutung. München 2016, S. 32.

⁴⁸ Vgl. ebd.

⁴⁹ Vgl. ebd., S. 82.

⁵⁰ Vgl. ebd.

⁵¹ Vgl. Dinzelbacher: Mentalität, S. 182.

⁵² Alexander Robert Phillips: Fantastic Consumption and the Utopia of Self-Cannibalism in Ludwig Tieck's *Des Lebens Überfluß*. In: The German Quarterly 95(3), (2022), S. 260–275, hier S. 262.

und Esser und Gefressener würden in einen geschlossenen Kreislauf vereint.⁵³ Phillips verbindet das Tagebuchlesen mit einer Zirkularität, weil Heinrich sowohl Produzent als auch Konsument des Geschriebenen sei und das Tagebuch als Dokument des Selbst und als Sache, die das Selbst durch das Lesen nach und nach verbraucht, verstanden werden kann.⁵⁴ Die Figur des Ouroboros, der Schlange, die einen Kreis bildet, deutet er demnach als Symbol für den Selbst-Kannibalismus und für das Lesen, so spreche man häufig davon, Bücher wie das Essen zu verschlingen.⁵⁵ Allerdings steht beim Tagebuchlesen eher das *Bewahrenwollen* des Selbst in der fortschreitenden Zeit im Vordergrund, nicht das Zerstören. Ich deute das Kreissymbol daher als Bild eines wiederkehrenden, ewigen Wandlungsprozesses, das insbesondere in den „unabänderliche[n] Naturgewalten“ (TU, S. 21) in Erscheinung tritt. Ob der Kreis dennoch mit dem Bedürfnis einer Weltflucht der Figuren in Verbindung stehen kann, soll aber noch untersucht werden.

3.2 Die Treppe als Symbol des Rhythmus der Zeit

Mir erscheint es an diesem Punkt sinnvoll, die Treppe als zentrales Motiv der Novelle zu beleuchten, da sich, so meine These, Verbindungen zwischen dem Zeitempfinden – sowohl der Figuren als auch der Leser:innen – und der Treppe erkennen lassen. Heinrich zersägt in Abwesenheit des Vermieters Stufe für Stufe die Treppe im Haus, da er und seine Frau Holz in einem „der härtesten Winter“ (TU, S. 3) benötigen. Nach Meyer gilt die Treppe für die Figuren als Indikator für das Vergehen der Zeit, d.h. das objektive Zeitvergehen werde mithilfe der Kategorie des Raumes gemessen.⁵⁶ Der Raum werde außerdem durch das Verheizen der Treppe entleert, genauso wie die Zeit, in dem das Leben der Protagonisten abläuft, leer und zeitlos wirkt.⁵⁷ Diese These Meyers kann weiterhin dadurch plausibilisiert werden, dass nach der anfänglichen ausführlichen Beschreibung der Tage der Figuren, die zeitlich um Weihnachten zu liegen scheinen (TU, S. 4), zunehmend häufigere Zeitraffungen erfolgen, sodass man als Leser:in das Geschehen zeitlich gerade nicht mehr einordnen kann. So heißt es irgendwann nur noch: „an einem Morgen“ (TU, S. 31). Die Treppe hat demnach einen diametralen Einfluss auf die objektive Zeiteinschätzung der Figuren und der Leser:innen.

Nach Hugo Lang ist die Treppe ein Symbol des „täglichen und rhythmisch wechselnden Auf- und Abstieges im Leben“.⁵⁸ Die Treppe wird wie die Jahreszeiten mit einem *Rhythmus* verbunden, hier allerdings mit einem künstlichen. Lang betont ferner die Arbeit, die geleistet werden muss, um oben anzukommen.⁵⁹ In Tiecks Novelle ist auffällig, dass nicht das Hinaufsteigen der Treppe Anstrengung verursacht, sondern das Zerstören dieser. Hierbei wird ebenfalls Energie freigesetzt und der Erzähler akzentuiert wiederholt die Mühe, die Heinrich bei der Arbeit hat. Parallel dazu wird auch durch das Feuer, das mit dem Holz der Treppe erzeugt wird, Energie bzw. Wärme frei, d.h. nicht nur im Körper, sondern auch außerhalb der Person. Ab diesem Punkt scheint der Leser synchron zu der Energieerzeugung den Eindruck einer Beschleunigung der Erzählgeschwindigkeit zu haben.

Die Treppe hat auch historische, symbolische Bedeutungen, schon in der Antike hatte man eine Vorstellung über verschiedene Lebensphasen des Menschen, die bis ins 20. Jahrhundert oft als Lebestreppe symbolisiert wurden.⁶⁰ Sie konnte mit einer ‚Suche nach Stabilität‘ verbunden werden und wurde konstant mit dem Memento-mori-Motiv, das an die eigene Sterblichkeit erinnerte, assoziiert.⁶¹ Gedeutet werden kann die Stufentreppe auch „als Aufwärtsbewegung zur Vollendung und Erfüllung

⁵³ Vgl. ebd., S. 261–263.

⁵⁴ Vgl. ebd., S. 266.

⁵⁵ Vgl. ebd., S. 266f.

⁵⁶ Vgl. Meyer: Dekomposition, S. 201.

⁵⁷ Vgl. ebd., S. 202f.

⁵⁸ Hugo Lang: Die Treppe als Symbol. In: Innendekoration 36 (1925), S. 342.

⁵⁹ Vgl. ebd.

⁶⁰ Vgl. Dinzelbacher: Mentalität, S. 216f.

⁶¹ Vgl. ebd., S. 223.

menschlichen Seins⁶². Auch Clara und Heinrich wollen mit dem Aufstieg – genauer mit der Verhinderung des Abstiegs – ihr Glück finden. Die Treppe kann neben dem Kreis folglich als weiteres Symbol der Zeit gelten.

3.3 Die Kategorie des Raumes und seine Beeinflussung der Zeit

Auch Heinrich stellt sich die Frage, was eine Treppe eigentlich ist. Er definiert sie als etwas „*Bedingtes*“, aber als „nichts weniger als ein selbständiges Wesen“ (TU, S. 50). Sie sei „eine Vermittlung, eine Veranlassung, von unten nach oben zu gelangen“ (ebd.). Den Raum dagegen, offenbar als Gegensatz zur Treppe, definiert Heinrich als ein „*Unbedingtes*, ein Nichts, eine Form der Anschauung“ (ebd.). Die für die Epoche typische romantische Ironie, die in der Forschung häufig aufgegriffen wird, „enthält und erregt ein Gefühl von dem unauflöselichen Widerstreit des Unbedingten und des Bedingten, der Unmöglichkeit und Notwendigkeit einer vollständigen [eindeutigen] Mitteilung“⁶³. Die Treppe befindet sich wie die Figuren in Raum und Zeit und ist demnach, wie auch Heinrich meint, bedingt, während der Raum unbedingt, d.h. nicht als Erscheinung wahrnehmbar ist. Auch hier deutet sich die angerissene Sehnsucht der Protagonisten nach einer märchenhaften *Zeitflucht* an, „die aus den Bedingungen der Zeit hinausführen soll“⁶⁴. Heinrich zerstört in der Novelle gerade dieses Bedingte, die Treppe, als Symbol der Zeit, das mit dem Memento-mori-Motiv – als Pendant zum Carpe-Diem-Motiv – verbunden wird, was rhetorische Ironie sein könnte. Durch eine reinigende Opferung durch die Flammen werde endlich das reine Erkennen erlangt (TU, S. 50), die Figuren werden ohne die Treppe nicht mehr an die Endlichkeit des Lebens erinnert.

Romantiker zeichnen sich durch eine Sehnsucht aus, die in Tiecks Novelle deutlich zu erkennen ist, etwas im Inneren von ihnen möchte keinen dauerhaften Stillstand.⁶⁵ Insgesamt kann, um die oben gestellte Frage zu beantworten, viel eher eine gewünschte *Zeitflucht* statt einer Weltflucht in *Des Lebens Überfluß* registriert werden, eine Flucht in das Zeitlose.

Da die Gestaltung des Raumes in der Novelle durch die Abgeschlossenheit die Zeitwahrnehmung der Figuren und der Leser:innen beeinflusst, ist es nützlich, diese mithilfe der Theorie Jurij M. Lotmans knapp zu untersuchen. Heinrich spricht explizit von dem topologischen Gegensatz zwischen „oben“ und „unten“ (TU, S. 50). Er verknüpft das „Oben“ semantisch und wertend mit dem Guten, Reinen und tiefen Verständnis, das „Unten“ eher mit dem Negativen, dem Rationalen und Empirischen (ebd.). Man stellt weiterhin fest, dass das „Unten“ mit dem Dunklen verbunden wird, so bewohnt Christine „unten ein ganz kleines, finsternes Kämmerchen“ (TU, S. 21) und der Vermieter Emmerich steht unten „in der Dämmerung des Hausflures“ (TU, S. 52). Allerdings wird schon die Treppe als Übergang zwischen den Ebenen als „in der Finsternis liegend“ (TU, S. 26) beschrieben und wie untersucht negativ konnotiert. Die topographische Ebene ist in Tiecks Novelle nicht erkennbar, außerdem ist die Treppe als Grenze zwischen den Teilmengen der erzählten Welt nicht nur für den Held überschreitbar, sondern auch für Christine und wird von Heinrich sogar selbst zerstört. Am Ende erfolgt durch die freiwillige Wiedereingliederung in das gesellschaftliche Leben gerade die vorher ungewollte Überschreitung. Hier lässt sich die erahnte Ambivalenz der Bedeutung der Raumstruktur erblicken. Auch wenn Lotmans Theorie nicht vollständig auf *Des Lebens Überfluß* anwendbar ist, konnte eine wichtige Erkenntnis erlangt werden: Die Grenzüberschreitung eines Helden entfaltet erst das Potential für einen narrativ *dynamischen* Erzähltext.⁶⁶ Die nicht vorhandene Raumbewegung trägt ebenfalls zum Eindruck von etwas auch zeitlich *Statischem* bei. Ein durch Gegensätze und Kontraste strukturierter Text zerstreue nach Frank immerwährend die

⁶² Ebd., S. 227.

⁶³ Stephan: Kunstepoche, S. 204.

⁶⁴ Hellge-Keller: Motive, S. 56.

⁶⁵ Vgl. Von Petersdorff: Romantik, S. 27.

⁶⁶ Vgl. Matias Martinez/ Michael Scheffel: Einführung in die Erzähltheorie. 11., überarb. und aktual. Aufl. München 2019, S. 161.

Aufmerksamkeit des Lesers, in der Zeit sei eine „Ungreifbarkeit“ mitgestaltet, was die Nähe zum Traum-bewusstsein erkläre⁶⁷ und die Entstehung zahlreicher Leerstellen erahnen lässt.

4. Schluss

Tiecks Novelle, häufig wegen Konzeptlosigkeit kritisiert und als Kunstwerk unterschätzt,⁶⁸ ist bei eingehender Betrachtung nicht gänzlich unstrukturiert. So wurden die textimmanenten ästhetischen Strategien, die das in der Forschung unumstrittene Wirkungspotential des Eindrucks einer statischen Zeit eröffnen, erläutert, es konnten aber auch zahlreiche Hinweise auf das objektive Zeitvergehen, v.a. in Hinblick auf das Zyklische und Symbolische identifiziert werden. Allerdings bleibt eine Ambivalenz der Zeitstruktur, die die Einzigartigkeit der Novelle ausmacht und nicht unbedingt als Auflösung eines narrativen Zeit-Raumes⁶⁹ verstanden werden muss. Bachmaier spricht von einem Labyrinth, in dem der Autor den Leser sich verirren lässt, das gleichzeitig die Unendlichkeit, ein schier unendliches Wirkungspotential, des Werkes erahnen lässt.⁷⁰ In *Des Lebens Überfluß* ist, in verschiedenen Motiven manifestiert, schließlich eine ständige Sehnsucht nach der Unendlichkeit spürbar. Demnach ist Tieck, wie es das zu Beginn beleuchtete Zitat erkennen lässt, vielleicht etwas Ewiges gelungen.

5. Literatur

Primärliteratur

Ludwig Tieck (1839): *Des Lebens Überfluß*. Novelle. Stuttgart 1981.

Ludwig Tieck: Vorbericht. In: Ludwig Tiecks Schriften. Bd. XI. Berlin 1829; zit. nach Polheim 1970, S. 74f.

Sekundärliteratur

Bachmaier, Helmut: Nachwort. In: Ludwig Tieck: *Des Lebens Überfluß*. Novelle. Stuttgart 1981, S. 67–79.

Dinzelbacher, Peter (Hg.): *Europäische Mentalitätsgeschichte: Hauptthemen in Einzeldarstellungen*. Stuttgart 1993.

Dumiche, Béatrice: Shakespeare contra Goethe : Tiecks Verständnis des modernen Volksdichters in seiner Abhandlung über "Shakespeares Behandlung des Wunderbaren" und "Des Lebens Überfluss". In: Dumiche, Béatrice (Hg.): *Shakespeare und kein Ende? Beiträge zur Shakespeare - Rezeption in Deutschland und in Frankreich vom 18. bis 20. Jahrhundert*. Bonn 2012, S. 51–80.

Frank, Manfred: *Das Problem "Zeit" in der deutschen Romantik: Zeitbewußtsein und Bewußtsein von Zeitlichkeit in der frühromantischen Philosophie und in Tiecks Dichtung*. München 1972.

Fuest, Leonhard: Die Ironie des Müßiggangs. Ludwig Tiecks „Des Lebens Überfluß“. In: Ulrich Wergin (Hg.): *Romantik. Mythos und Moderne*. Würzburg 2013, S. 213–223.

Heilmeyer, Marina: *Die Sprache der Blumen: Pflanzen und ihre symbolische Bedeutung*. München 2016.

Hellge-Keller, Rosemarie: *Motive und Motivstrukturen bei Ludwig Tieck*. Göttinger Arbeiten zur Germanistik 123. Diss. Göttingen 1974.

Hilber, Wolfgang (Hg.): *Lexikon der Philosophie*. Erfstadt 2006.

Lang, Hugo: Die Treppe als Symbol. In: *Innendekoration* 36 (1925), S. 342. URL: <https://doi.org/10.11588/diglit.11737#0360> [letzter Zugriff: 20.01.2023].

Martinez, Matias/ Scheffel, Michael: *Einführung in die Erzähltheorie*. 11., überarb. und aktual. Aufl. München 2019.

⁶⁷ Vgl. Frank: *Problem Zeit*, S. 248f.

⁶⁸ Vgl. z.B. Dumiche: *Shakespeare*, S. 51.

⁶⁹ Vgl. Meyer: *Dekomposition*, S. 189.

⁷⁰ Vgl. Bachmaier: *Nachwort*, S. 78.

- Meyer, Imke: Ludwig Tiecks „Des Lebens Überfluß“. Zur Dekomposition eines narrativen Zeit-Raumes. In: Seminar 37/3 (2001), S. 189–208.
- Phillips, Alexander Robert: Fantastic Consumption and the Utopia of Self-Cannibalism in Ludwig Tieck's *Des Lebens Überfluß*. In: The German Quarterly 95(3), (2022), S. 260–275. URL :<https://onlinelibrary-wiley-com-1ndeo7nrq5729.han.sub.uni-goettingen.de/doi/10.1111/gequ.12280> [letzter Zugriff: 28.03.2023].
- Stephan, Inge: Kunstepoche. In: Beutin, Wolfgang u.a.: Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 7. erw. Aufl. Stuttgart 2008, S. 182–230.
- Thomé, Horst/ Wehle, Winfried: Novelle. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Hg. v. Harald Fricke u.a. Bd. 2. Berlin, New York 2000, S. 725–731.
- Von Petersdorff, Dirk: Romantik: Eine Einführung. Klostermann Rote Reihe 126. Frankfurt am Main 2020.

Wie tut den Deutschen ihre Sprache in 300 Jahren vielleicht am aussehen sein?¹

Sprachwandelphänomene im Text des Romans *Wolkenatlas* von David Mitchell*

Greta Schneider

1. Einleitung

Anders als der spielerische Einsatz von Sprachwandelphänomenen im Titel vielleicht vermuten lässt, steuert diese Arbeit nicht in die Richtung, von einem „Sprachverfall“ zu sprechen, sondern übernimmt die in der Sprachwissenschaft vorherrschende Position, die Veränderung der (deutschen) Sprache nüchtern zu betrachten. Demnach sollten Änderungen u.a. auf lexikalischer und syntaktischer Ebene zunächst vor dem Hintergrund eines Sprachwandels betrachtet werden, bevor von einem Sprachverfall gesprochen wird. Unter dem Aspekt des Sprachwandels möchte ich David Mitchells Roman *Wolkenatlas* (2004) untersuchen, der das Schicksal von sechs Menschen erzählt, die an unterschiedlichen Orten und in verschiedenen Zeiten leben. Dabei soll das sechste Kapitel untersucht werden, das mehrere Jahrhunderte in der Zukunft spielt und ein Bild von der Welt zeigt, die nach einer unbestimmten Katastrophe scheinbar einen Rückschritt in ihrer Zivilisation gemacht hat. Hier entwirft Volker Oldenburg in seiner Übersetzung aus dem englischen Original eine mögliche deutsche Sprache der Zukunft. Das *am*-Progressiv ist als Untersuchungsobjekt gewählt worden, an dem beispielhaft potentielle Veränderungen im deutschen Sprachgebrauch aufgezeigt werden sollen.

Hierfür wird das *am*-Progressiv im ersten Schritt in seinem aktuellen standardsprachlichen und dialektalen Gebrauch vorgestellt (u.a. Gargyan 2014 und Flick/Kuhmichel 2013). Im zweiten Schritt werden repräsentative Beispielsätze für das Phänomen herausgegriffen. Es geht dabei darum, herauszufinden, ob die Grammatikalisierung des *am*-Progressivs in *Wolkenatlas* dem derzeitigen Sprachgebrauch folgt oder ob die Verwendungskontexte erweitert werden. Die Arbeit schließt mit einer Schlussbetrachtung darüber, welcher Grad an Grammatikalisierung für das *am*-Progressiv vorliegt.

2. *am*-Progressiv

2.1 Aktuell

Die Forschung fasst mehrere Konstruktionen unter den Begriff „Progressiv“. Am häufigsten vertreten sind Konstruktionen mit *am*, *beim* und *dabei zu*. Gelegentlich finden sich auch das Präsens – unmarkiert oder mit *gerade* – und der Absentiv. Im Folgenden steht jedoch nur das *am*-Progressiv im Fokus, da es aufgrund der geringsten Restriktionen als am stärksten grammatikalisiert gilt (dazu schon Andersson 1989).²

Grundsätzlich ist die Funktion des *am*-Progressivs, eine Verbalhandlung als im Verlauf befindlich darzustellen (vgl. Flick/Kuhmichel 2013:54). Ein weiterer Kontext, der häufig aufgeführt ist, stellt das Inzidenz-Schema dar, bei dem die Verbalhandlung, die noch nicht abgeschlossen ist, als eine zweite eintritt, mit der *am*-Konstruktion umschrieben wird (vgl. ebd.:54).³

Viele der damaligen Restriktionen, die 2002 für das *am*-Progressiv noch galten, haben sich seitdem zunehmend aufgelöst (Krause 2002). Dies weist auf eine fortschreitende Grammatikalisierung hin, die

* Der Beitrag ist die gekürzte Fassung einer Hausarbeit, die im Sommersemester 2022 im Rahmen des Vertiefungsseminars „Sprachwandel in der Schule“ verfasst wurde.

¹ Der Titel ist eine Konstruktion, die im rheinländischen Dialektgebiet möglich wäre. Die Kombination von *tun*-Periphrase und *am*-Progressiv ist dort nachgewiesen.

² Über die Beschränkungen der anderen Konstruktionen führen sowohl Krause (2002) als auch Gargyan (2014) eine detaillierte Auflistung auf.

³ Weitere Verwendungskontexte listet Gargyan auf (2014:86f.).

an den zwei Elementen der Konstruktion wahrnehmbar ist. Zunächst führt Rödel an, dass die Klitisierung aus der Präposition *an* und dem Artikel *dem* semantisch leer sei (2004:144f.). Die Desemantisierung der ehemaligen Präposition ist abgeschlossen. Das zweite Argument bezieht sich auf den Status des Infinitivs. Während sich die früheren Arbeiten nicht einig sind, ob der Infinitiv der nominalen oder verbalen Kategorie zugeordnet werden sollte, findet sich zunehmend die Interpretation als verbaler Infinitiv (vgl. dazu die Uneinigkeit bei Rödel 2004; verbaler Infinitiv bei Krause 2002 und Gargyan 2014). Hinsichtlich der dialektalen und registerspezifischen Restriktionen hat sich in der Forschung nichts geändert. Schon Andersson schreibt das *am*-Progressiv der Umgangssprache zu und bestimmt das Ruhrgebiet als die Region, in der die Konstruktion am fortgeschrittensten im Grammatikalisierungsprozess sei (1989:96f.). Diese Auffassung übernehmen seitdem unverändert neuere Arbeiten (z.B. Krause 2002, Thiel 2008 und Gargyan 2014). Flick/Kuhmichel zeigen ergänzend dazu auch die regionale Verbreitung in Österreich, der Schweiz und in hessischen Dialekten (2013:60).

Die Progressivkonstruktion hat im mundartlichen Gebrauch viele Restriktionen abgelegt. Sehr aufschlussreich ist dazu die Analyse von Gargyan, die einige Beschränkungen, die das *am*-Progressiv zur Zeit von Andersson (1989) und Krause (2002) noch gehabt habe, widerlegt. Krause bemerkt, dass die Reflexivpronomen getilgt, aber schon ein gutes Jahrzehnt später verschriftlicht werden (2002:127 und 2014:39f.). Als mögliche Ergänzungen schließt Krause Dativ- und Präpositionalobjekte aus, was später jedoch nicht mehr gilt (2002:137 und 2014:35f.). Schließlich fallen auch die Restriktionen weg, die ein direktes Objekt nur im Ripuarischen zulassen (vgl. Andersson 1989:97 und 2014:31f.). Es kommen sowohl inkorporierte als auch direkte Objekte in der *am*-Konstruktion vor (vgl. Gargyan 2014:32). Für die Kombinationsmöglichkeiten mit den Verbalklassen nach Vendler sind States zwar nicht mehr ausgeschlossen, wie noch Andersson feststellte (1989:101); trotzdem stellt die Hierarchie in der Kompatibilität noch die Activities an oberste Stelle, dicht gefolgt von den Accomplishments. Weniger kompatibel sind die Achievements und es gibt nur wenige Belegstellen mit States-Verben (vgl. Abb. 3 bei Flick/Kuhmichel 2013:61).

Die fortschreitende Grammatikalisierung lässt sich zum einen daran erkennen, dass alle Verbtypen vertreten und Objekte nicht nur inkorporiert akzeptabel sind. Der Vergleich der Forschungsarbeiten aus unterschiedlichen Jahren zeigt deutlich, dass das *am*-Progressiv nachweisbar mehrere Restriktionen abgelegt hat. Dazu kommt, dass die Präposition ihre ursprüngliche Bedeutung verloren hat. Eine Aufspaltung in Präposition und Artikel ist nicht mehr möglich, ohne dass diese Konstruktion als markiert gelten würde. Dies zeigt, dass die Desemantisierung der Präposition abgeschlossen ist. Gefördert wird die Entwicklung, indem der ehemals substantivierte Infinitiv zunehmend verbale Eigenschaften annimmt und neue syntaktische Strukturen zulässt.

2.2 In *Wolkenatlas*

Die Beobachtung der Belegstellen für das *am*-Progressiv stimmt grundsätzlich mit dem Forschungsstand überein. Darüber hinaus machen einige Beispiele die syntaktischen Restriktionen für die Konstruktion nur unterschwellig wahrnehmbar, da ein weiterentwickelter Grammatikalisierungsprozess festzustellen ist.

Das *am*-Progressiv tritt als beinahe einziger Progressivmarker im Text auf. Es gibt nur wenige Stellen, an denen die Alternativkonstruktionen *beim* und *dabei zu* auftreten:

S16: „un manchmal wenn ich beim sie Hüten war, dachte ich, ich könnt ihn gar nich so weit wech auf seiner Flöte spielen hörn [...].“ (S. 325f.)

S17: „weil ich war nemmich dabei uns vor den Bewohnern von dem Grund zu beschützen.“ (S. 370)

Die anderen Belege betreffen das *am*-Progressiv. Dafür konturieren sich schnell die Verwendungskontexte heraus. Am stärksten vertreten sind Belege im sogenannten *aspetto continuo*, d.h., wenn die Handlung im referierten Zeitraum noch nicht abgeschlossen ist. Ein anderer Kontext ist das Inzidenz-Schema, das jedoch oft nicht explizit zu erkennen ist. Völlig ausgeschlossen als möglicher Kontext ist das Frage-

Antwort-Prinzip. Dieser Umstand ergibt sich aus dem medialen Konzept des Textes: die schriftliche Wiedergabe einer Erzählsituation, in der der Erzähler nicht mit Fragen unterbrochen wird.

Für das syntaktische Verhalten des *am*-Progressivs konzentriert sich die Beobachtung auf die zwei Restriktionsbereiche der Kompatibilität mit Verben und Objekten. In Bezug auf die Kompatibilität mit Verben stellt sich ein fortschreitender Abbau der Restriktionen heraus, der insbesondere auf die geringe Kompatibilität mit States-Verben wirkt. Während die States-Verben im aktuellen Sprachgebrauch einen kleinen Anteil darstellen (vgl. Szczepaniak 2014:69f.), kommen sie im sechsten Kapitel von *Wolkenatlas* sehr nah an die Frequenz der Accomplishments, die ihrerseits als die kompatibelste Gruppe nach den Activities gelten. Mehrmals finden sich die Verben *sich irren* und *glauben*:

S18: „[...] drum dachte ich, ich zeig ihr dass sie sich am Irrn is [...].“ (S. 387)

S19: „Die Leute wo am Glauben warn sie würde Tricks un Tücken machen wurden fix entäuscht [...].“ (S. 341)

Andere, auch in der Forschungsliteratur als States-Verben erwähnte Verben sind *liegen*, *zuhören* und *stauen* (vgl. Krause 1997:69).⁴ Im Vergleich zur Häufigkeit der States weisen die Achievements ein eher geringes Vorkommen auf. Belegt sind bspw. die Verben (*Hühner*) *füttern* und *verdunkeln*:

S21: „Die Äbtissin war hinter der Schulerei am ihre Hühner füttern.“ (S. 331)

S22: „[...] aber dann erinnerte ich die furchbare neue Zeit wo die Luvseite am Verdunkeln war [...].“ (S. 394)

Obwohl die Activities auch im sechsten Kapitel die höchste Frequenz verzeichnen, nehmen die Accomplishments einen großen Teil der *am*-Progressiv-Konstruktionen ein. Es kommen Verben vor wie *sich beruhigen* und *verdorren*:

S23: „Wie ich inner Nacht wieder hingeschleicht bin, trieb Pa noch im flachen Wasser, weil der Fluss war sich am Beruhigen unds Wetter klarte auf.“ (S. 324)

S24: „Aber noch war unser Glück nich am Verdorren.“ (S. 404)

Für das Verb *sterben* spielt der Kontext eine wichtige Rolle, da es kontextuell nicht dem punktuellen Zustandswechsel der Achievements zugeordnet werden kann; hier bezieht sich *sterben* auf einen langwierigen Prozess:

S25: „Meine Schwester Catkin war [...] auf nen Skorpionfisch getreten, un jetzt lag sie heiß un kalt un bibbrich im Munro Haus un war am Sterben.“ (S. 357)

Beispielhaft für die Activities sind u.a. *prahlen* und *baden*:

S26: „weil Napes zeigte ihr Truman dem Dritten sein Abbild un war damit am Prahln wie sein Verwanter aus frühern Zeiten aufn Mauna Kea raufgestiegen [...].“ (S. 348)

S27: „Wimoway hatte die Giftstachel rausgezogen un war am die Stiche in Nonibrei baden [...].“ (S. 357)

Einen anderen Bereich von Restriktionen stellen die Ergänzungen dar. Zu beobachten ist, dass das *am*-Progressiv im Monolog mit verschiedenen Arten von Ergänzungen vorkommt. Am häufigsten sind die Objekte, sowohl im Akkusativ (S28) als auch im Dativ (S29):

S28: „Ich zeigte auf Meronym wo uns am Beobachten war.“ (S. 343)

S29: „Nur dies eine Mal war sie mir am Leid tun.“ (S. 405)

Auch für eine Kombination mit Adverbien finden sich mehrere Stellen im Text, wie z.B. in S30:

S30: „Die Spottdrossel war laut un schnell am Fabeliern [...].“ (S. 403)

Eine wichtige Kategorie stellen die Reflexivverben dar, weil sie in dem sechsten Kapitel die Restriktionen, die Krause festgehalten hat, verloren haben (vgl. Krause 2002:127). Bis auf eine Belegstelle sind alle Reflexivpronomen in der *am*-Konstruktion verschriftlicht.⁵ Alle anderen Stellen sind nicht mehr der Einschränkung unterlegen, dass das Reflexivum nicht verschriftlicht wird.

⁴ Vgl. dafür S20: „s warn die Abbilder, un da wussten wir dass Sonmi am uns Zuhörn war.“ (S. 330).

⁵ Die Ausnahme stellt S31 dar (S31: „Nach mehren Meilen auf dem uralten rissichen Weg trafen wir n Pelzjäger un seinn lachenden Hund wo an nem schiefen See am Ausruhn warn.“ (S. 363).

Im nächsten Schritt soll die Stellung der Objekte aufgezeigt werden. Die Beobachtung, dass die Inkorporierung von Objekten in den meisten Sprachgebieten die weitaus häufigere Variante ist, trifft hier nicht zu (vgl. Gargyan 2014:32). Nur an einer Stelle tritt das Objekt inkorporiert auf.⁶ In der Mehrheit gleichen die *am*-Progressive dem Gebrauch im rheinländischen Dialekt, der direkte Objekte bevorzugt (vgl. Gargyan 2014:31). Beispielhaft stehen hierfür S33 und S34:

S33: „Der nahste Kona war mir am Nachrennen [...].“ (S. 322)

S34: „un so erfuhr ich dass die Kona nich bloß Honokaa überfalln hatten sondern den ganzn Norden von Big I am Einnehm warn [...].“ (S. 389)

Dies sind bisher Belege für eine Stellung des Objekts, das die Präposition und den Infinitiv nicht trennt. Daneben kommen in geringerer Frequenz aber auch Objektergänzungen vor, die zwischen die beiden Glieder eingeschoben sind, wie in S21. Diese Stelle greift zusätzlich ein Charakteristikum auf, das in der Forschungsliteratur kontrovers behandelt wird, nämlich die Kleinschreibung des Infinitivs, die z.B. auch in S27 belegt ist.

Die Beispiele deuten darauf hin, dass der substantivierte Infinitiv seinen nominalen Charakter zunehmend ablegt und in die verbale Kategorie eintritt. Es gibt mehr Stellen, die nicht-inkorporierte Objekte aufführen; die Ausnahme stellt in *Wolkenatlas* die Inkorporierung der Objekte dar. Im aktuellen Sprachgebrauch sind die Häufigkeiten verkehrt herum verteilt. Dazu kommt die steigende Frequenz der States-Verben. Die Restriktionen, die das *am*-Progressiv zum jetzigen Zeitpunkt aufweist, kommen im sechsten Kapitel in *Wolkenatlas* nur noch reduziert vor. Die Veränderungen deuten daraufhin, dass das *am*-Progressiv in ein grammatisches Element übertritt.

3. Fazit

Das sechste Kapitel des Romans *Wolkenatlas* lässt eine breite Betrachtung von Sprachwandelphänomenen zu. Das hier ausgewählte Phänomen, das *am*-Progressiv, ist auf die Restriktionen im aktuellen Sprachgebrauch sowie auf die konstruierte Sprache in *Wolkenatlas* hin untersucht worden. Bei der Analyse der Beispielsätze aus dem sechsten Kapitel konnte ein Wandel in der syntaktischen Struktur des Phänomens festgestellt werden. Im Vergleich zur heutigen Verwendung verzeichnet das *am*-Progressiv einen fortgeschrittenen Grammatikalisierungsprozess, da es heute kaum noch gültige Restriktionen aufweist. Das *am*-Progressiv ist mit allen Verbklassen kombiniert, von denen den States-Verben ein vergleichsweise hoher Anteil zukommt. Die Objektinkorporierung kommt nur einmal vor, üblich ist die Kombination mit einem direkten Objekt. Die Desemantisierung wird ebenfalls durch die Kleinschreibung des Infinitivs signalisiert, indem auch orthografisch eine Annäherung zur verbalen Kategorie hergestellt wird.

Die Konstruktion des *am*-Progressivs in *Wolkenatlas* spiegelt den heutigen Sprach- und insbesondere Dialektgebrauch insofern wider, als die aktuelle Verwendung erkennbar ist und darüber hinaus eine Hypothese eines potentiell zukünftigen Gebrauchs aufgestellt wird. Diese Feststellung führt zu dem Vorschlag, dass das Kapitel als Textgrundlage im Schulunterricht dienen kann, um mit Schülern ausgewählte Sprachwandelphänomene zu besprechen. Das Kapitel bietet ein mögliches Bild, wie die Sprache in 300 Jahren vielleicht aussehen könnte. Oder mit anderen Worten: ... wie den Deutschen ihre Sprache in 300 Jahren vielleicht am aussehen sein tut.

4. Literatur

Primärliteratur

Mitchell, David (2021): *Der Wolkenatlas*. übers. von Volker Oldenburg. 17. Aufl. Hamburg: Rowohlt.

⁶ Der Beispielsatz S32 zeigt die Objektinkorporierung: S32: „un so warn wir vieleviele Tage lang nur am Ziegenwolledecken weben [...].“ (S. 380).

Sekundärliteratur

- Andersson, Sven-Gunnar (1989): On the Generalization of Progressive Constructions. „Ich bin (das Buch) am Lesen“ – status and usage in three varieties of German. In: Larsson, Lars-Gunnar (Hg.): Proceedings of the Second Scandinavian Symposium in Aspectology. Uppsala: Almqvist & Wiksell.
- Bittner, Andreas / Köpcke, Klaus-Michael (2014): Sprachwandel- oder Verlotterungsprozesse. Versuch einer Versachlichung. In: Denkler, Markus et. al. (Hg.): Frischwärts und unkaputtbar. Sprachverfall oder Sprachwandel im Deutschen. Münster: Aschendorff.
- Flick, Johanna / Kuhmichel, Katrin (2013): Der am-Progressiv in Dialekt und Standardsprache. In: Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 4/1, 52–76.
- Gárgyán, Gabriella (2014): Der am-Progressiv im heutigen Deutsch. Neue Erkenntnisse mit besonderer Hinsicht auf die Sprachgeschichte, die Aspektualität und den kontrastiven Vergleich mit dem Ungarischen. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Klein, Wolf Peter (2018): Sprachliche Zweifelsfälle im Deutschen. Theorie, Praxis, Geschichte. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Krause, Olaf (2002): Progressive Verbalkonstruktionen im Deutschen. Ein korpusbasierter Sprachvergleich mit dem Niederländischen und dem Englischen. Diss. Hannover.
- (1997): Progressiv-Konstruktionen im Deutschen im Vergleich mit dem Niederländischen, Englischen und Italienischen. In: STUF 50/1, 48–82.
- Meier, Angelika (2015): Zum Ausdruck von Progressivität in den Varietäten des Deutschen. Eine Untersuchung im Südbairischen. Diss. Wien.
- Rödel, Michael (2004): Grammatikalisierung und die Folgen: Der Infinitiv in der deutschen Verlaufsform. In: Muttersprache 114/2. S. 138–150.
- Thiel, Barbara (2008): Das deutsche Progressiv: neue Struktur in altem Kontext. In: Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht 13/2. S. 1–17.

Impressum

Studentische Beiträge der Germanistik in Göttingen Nr. 1
04/2025

Basisgruppe Germanistik
Georg-August-Universität Göttingen
Käte-Hamburger-Weg 3
37073 Göttingen

Vertreten durch:

Jelal Sedo

Kontakt:

E-Mail: bg.germanistik@stud.uni-goettingen.de

Redaktion und Gestaltung:

Johanna von der Fecht
Yasmin Maazaoui
Jelal Sedo
Leonie Trzeba

Druck

WIRmachenDRUCK GmbH

Gefördert durch Studienqualitätsmittel

